Zeitschrift: Vom Jura zum Schwarzwald : Blätter für Heimatkunde und Heimatschutz

Herausgeber: Fricktalisch-Badische Vereinigung für Heimatkunde

Band: 35 (1960)

Heft: 2-3

Artikel: Volkssagen aus dem Fricktal III

Autor: Fricker, Traugott

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-747460

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wegenstetten

Die Heiligföhre

Vor Zeiten stand oben auf dem Berg, hart am Weg, der von Wegenstetten nach Wittnau führt, eine alte, krumme Föhre, an deren Stamm ein kleines, verwettertes Muttergottesbild unter einem Dächlein hing, die Heiligföhre genannt. Ein Kind, das häufig des Weges kam, versäumte nie, vor dem Bilde niederzuknien und rasch ein Gebetlein zu murmeln. Und siehe, jedesmal lagen auf dem Rasen einige blinkende Geldstücke, von unsichtbarer Hand hingestreut. Kein Wunder, dass das Mädchen das Gebet nie vergass. Einmal, als es sich wieder dem Baum näherte, stand beim Stamme eine Frau. Sie war alt und weisshaarig und gar seltsam gekleidet, fast wie eine Schwarzwälderin. Ueber das graue Haar trug sie eine blendendweisse Haube, ein roter Heidentschopen reichte ihr weit über die Hüfte hinab und auch der Rock und die Strümpfe waren rötlich. In der Hand hielt sie ein altertümliches Marktsäcklein, viereckig geschnitten, ebenfalls von roter Farbe, und an den untern Zipfeln mit wollenen Troddeln geschmückt. Schweigend bot sie es dem Kinde an. Das Säcklein war schwer, und das Mädchen glaubte, dass es sicher mit Gold und Silber gefüllt sei, riss es hastig an sich und eilte davon. Als es nach einer Weile ausser Atem stehenblieb, schaute es scheu nach dem Baum zurück. Die Frau stand noch immer dort, doch kam sie ihm so merkwürdig alt vor, dass es furchtbar erschrak, mit einem Schrei das Säcklein von sich schleuderte und davonstürzte. Von da an hat es nie mehr Münzen gefunden, so oft es auch unter dem Bilde betete. Die Föhre wurde später umgehauen. Nach R. /85.

Der singende Stein im Büel.

In den Feldern am Büelweg lag früher ein mächtiger Felsklotz. Von dorther hörte man nachts in den heiligen Zeiten oft einen wunderbar lieblichen Gesang. Kam man aber in die Nähe, verstummte er plötzlich. Fromme Gemüter glaubten, das sei die Stimme der Gottesmutter Maria, andere aber behaupteten, es sei der Klageruf einer armen Seele, welche um Erlösung flehe. Der Stein ist heute verschwunden; wie er weggekommen ist, vermag niemand mehr zu sagen. Volksmund.

Das wandernde Christusbild

In der Pfarrkirche zu Wegenstetten hängt ein altes, holzgeschnitztes Kruzifix. Dieses befand sich vor Zeiten in der Kirche der Nachbargemeinde Rothenfluh. Als während der Reformation das Baselbiet zur neuen Lehre übertrat, wurden auch in dieser Gemeinde die Heiligenbilder entfernt. Doch vergebens suchte man das Kruzifix über dem Hochaltar; es war über Nacht verschwunden.

An diesem Morgen fand man es vor der Kirche zu Wegenstetten, angelehnt an die Mauer. Ein Rothenfluher Bürger schaffte es heimlich bei Nacht und Nebel auf den Wisberg und legte es dort ins Gras nieder. Engel trugen es vor das Kirchenportal. Man hängte das Kreuz ins Beinhaus hinter dem Pfarrspeicher. Später, als dieses abgetragen wurde, erhielt es seinen Ehrenplatz in der alten Kirche.

(Aus Volkssagen aus dem Baselland, gesammelt von H. G. Lenggenhagen, Verlag Krusi, Basel, 1874.)

Erdmännchen auf dem Büel

Vor vielen Jahren mähten einmal im Heuet zwei Männer in einer Wiese vor dem Büel. Als sie Znüni nehmen wollten, merkten sie, dass sie den Imbisskorb zuhause vergessen hatten. Schimpfend und wetternd wollten sie schon den Heimweg antreten, da bemerkten sie neben einer Mahde ein zierlich geflochtenes Körbchen, gar säuberlich mit einem weissen Tüchlein bedeckt. Hocherfreut machten sie sich über den Inhalt her, da sie genau wussten, dass ihnen die Erdmännchen die guten Sachen hingestellt hatten. Mit frischem Mute gingen sie dann wieder an ihre Arbeit. Der eine von ihnen hatte aber so grosse Freude an dem Messerchen, das die Zwerge dazugelegt hatten, dass er es im Hosensack verschwinden liess. Bald aber hörten sie unaufhörlich von allen Bäumen in der Nähe die jammernden Zurufe:

«'s Znünichrättli uspackt,
's Brötli und 's Chesli gässe,
's Winli trunke und 's Mässerli gnoh
und 's Mässerli gnoh und 's Mässerli gnoh!»

Die Erdmännchen hörten nicht auf mit dem Rufen, bis der diebische Mann das Messerchen wieder ins Körbchen zurückgelegt hatte. Seither aber blieben die Zwerge verschwunden. Dr. K. Fuchs.

Erdmännchen im Lämmlisloch

Gegen das Dorf hin fällt der Thiersteinberg in steiler Fluh ab. Dort findet man heute noch in der linken Fluhecke eine tiefe Höhle.

Hier hausten vor Zeiten Erdmännchen. Sie gingen in schwarze Hemdchen gekleidet einher, deren Säume den Boden streiften. Es waren fried-

liche, gute und dienstfertige Wesen, die den Bauern gern bei ihrer Feldarbeit halfen. Damals gab es nämlich oben auf dem Berg, wo heute ein Tannenwald sich ausdehnt, breite Aecker und saftige Wiesen. Wenn nun der Bauer am Abend den Pflug in der Furche stehen gelassen hatte, fand er am folgenden Morgen seine Arbeit schon getan. Schnurgerade und glänzend lagen die frischen Furchen da. Zudem lag auf dem Pflugsterz jedesmal eine fein duftende «Waie» oder ein blinkendes Geldstück. Das Backwerk der Erdleute war schwarz bestreut, und man behauptete, sie hätten ihre Kuchen mit schwarzen Waldameisen gezuckert. Oft konnte man den Zwergenältesten, der Lämmli hiess, beobachten, wie er den Hägen nachging und Pfannküchlein an die Haselstauden hing, die dann von den Kindern gesammelt und mit Vergnügen verspeist wurden. Dagegen hatten es auch die Erdmännlein gern, wenn man ihnen Aepfel, Birnen oder andere kleine Geschenke hinlegte.

Am Abend kamen die Zwerge auch oft ins Dorf «z'Stubete». Sie halfen den Frauen spinnen oder «räiten», und den Männern waren sie behilflich beim Viehfüttern. Dabei konnten sie mit ihren feinen Stimmlein gar wunderbare Geschichten erzählen, dass die Kinder fast nicht ins Bett zu bringen waren. Nur etwas dünkte die Leute seltsam: nie bekam man ihre sorgfältig verhüllten Füsse zu sehen. Kein Wunder, dass man sich da allerlei zuraunte. Eine Frau konnte eines Tages ihre Neugier nicht mehr bezähmen. Als alles in der Stube versammelt war, streute sie im Hausflur Asche. Als die Erdmännlein fortgegangen waren, entdeckte man darin die Abdrücke von kleinen, zierlichen Gänsefüssen. Nun war man aus dem Gwunder; die Erdmännlein aber blieben seither verschwunden.

Heute noch, wenn der Nebel an der Fluhecke hinaufklettert, sagen die Leute: «Lämmli backt, es gibt anderes Wetter!» Und wenn das Wasser im Winterhaldenbach trüb läuft, sagt man: «Lämmli hat Wäsche, es gibt schönes Wetter!» Dr. K. Fuchs.

Der Bergfriedli

In stillen Nächten tönt zuzeiten aus den Waldungen des Thiersteinberges herunter ein hohles, eintöniges Rufen. Das ist der Bergfriedli, ein Kobold, der dort oben im Geäst der finsteren Tannen haust. Noch nie hat ihn ein Mensch zu sehen bekommen, denn er flieht eilig weg, wenn sich ihm jemand zu nahen versucht. Er verkündet Unwetter und Hagelschlag und warnt die Leute vor Schaden. R. I/150.

Schloss Wallhäusern

Auf Wallhäusern soll vor Zeiten einmal ein Schloss gestanden haben. Heute ist kein Stein mehr von ihm zu sehen. Der letzte Ritter, der dort hauste, hiess Hermann von Wegenstetten. Dieser war ein rauher, harther-

ziger Mann. Die Zinsen und Abgaben trieb er mit unbarmherziger Strenge ein und zwang seine Untertanen zu schwerer Fronarbeit. Er war auch hinter den jungen Frauen her und versuchte sie aufs Schloss zu locken und zu verführen. Einmal gab er ein Gesetz heraus: «Wenn eine Wegenstetter Tochter auswärts heiratet, so hat ihr Bräutigam der Burschenschaft des Dorfes eine Abgabe von 20 alten Franken zu entrichten.» Noch heute, wenn eine Wegenstetterin nach auswärts heiratet, wird beim sogenannten Kettenspannen am Dorfausgang dieser Hermann von Wegenstetten zitiert, und die Jünglinge des Dorfes verlangen unnachgiebig ihr Lösegeld. Dr. K. Fuchs

Der Wispärgjoggeli

Der Wispärgjoggeli ist ein Unhold, der am Wispärg gegen Gelterkinden sein Wesen treibt. Dort wurde er schon oft gesehen, wie er als dunkle Gestalt nach Mitternacht am Waldrand steht, neben ihm ein mächtiger, schwarzer Hund.

Einmal ging ein Wegenstetter Mann nachts spät von Gelterkinden heim. Als er an den Wisberg hinauf kam, hörte er aus dem Wald eine heisere Stimme rufen: «Chumm! Chumm!» Der Mann aber war nicht erschrokken und rief zurück: «Chumm umme dohäre, i will der's schu zeige!» Da rauschte es durch den Wald, und der Mann bekam ein paar Schläge links und rechts um den Kopf, und die Gestalt war verschwunden. Mit mächtig geschwollenem Kopf kam der Bauer heim und musste viele Tage das Bett hüten.

Zwei junge Burschen gingen an einem Wochentage nach Gelterkinden, um allerlei Einkäufe zu besorgen. Ziemlich spät und ein wenig angeheitert traten sie mit Paketen beladen den Heimweg an. Als sie von der Säge aufwärts dem Asp zu kamen, fingen die Lasten sie an zu drücken, und der eine meinte zum andern: «Rüef doch em Wispärgjoggeli, er söll dr hälfe.» Ohne Bedenken schrie dieser: «Wispärgjoggeli! Wispärgjoggeli!» Da stand urplötzlich eine schwarze Gestalt vor ihm und fragte: «Wa wit?» Da ihm aber der Bursche vor Schreck und Erstaunen keine Antwort gab, versetzte ihm das Gespenst eine schallende Ohrfeige, dass er in den Strassengraben torkelte und dort überkugelte. Der andere Bursche aber hatte von der Erscheinung nichts gesehen und wusste nicht, was sich zugetragen hatte.

Im Winter fuhr einmal ein Mann aus Wegenstetten in die Rothenfluher Sägemühle. Wie er nachts gemächlich heimwärts lenkte, hatte er an der Wispärgstrasse plötzlich eine Erscheinung. Als er rückwärts sah, bemerkte er eine schwarze Kutsche in vollem Trab lautlos heranfahren. Darin sass ein vornehm gekleideter Herr. Rasch wich er mit seinem Mühlewagen aus. Als er die Kutsche vorbei glaubte, war alles spurlos verschwunden.

Die Bauern, welche in die Rothenfluher Mühle fuhren, wurden überhaupt gern von dem Gespenst belästigt. Wippend und grinsend sass es hinten auf der «Lankwied». Und die, welche hinsahen, trugen immer einen geschwollenen Kopf davon.

Ein Mann, der in später Nachtzeit von Gelterkinden her kam, sah auf einmal eine weisse Kutsche mit zwei weissen Pferden bespannt auf sich zukommen. Deutlich sah er darin eine schwarze Gestalt; das war der Joggeli. Immer näher rollte das Fuhrwerk, bis auf etwa zwanzig Schritte. Dann hob es sich in die Luft und verschwand. Dr. K. Fuchs.

Schwarze Kutsche zwischen Wegenstetten und Hellikon

In den Tagen zwischen Weihnachten und Dreikönig rollt von Wegenstetten aus um Mitternacht eine schwarze Kutsche talabwärts. Weisse Pferde mit fliegenden Mähnen sind ihr vorgespannt. Auf dem Bock sitzt ein baumlanger Kutscher mit mächtigem Zylinder, der mit langer, weitausholender Peitsche die Tiere in gestrecktem Galopp hält. Wer im Innern sitzt, weiss man nicht, denn alle Fenster sind schwarz verhängt. Kein Geräusch ist zu hören. Lautlos schwebt das Gefährt über den Bach und verschwindet im weissen Nebel gegen die Talmatt. E. M.-M.

Der Bätbergschimmel

Aeltere Männer reden immer noch vom Bätbergschimmel, der den Leuten so fürchterlich erscheint, dass sie nachts nicht um viel Geld von Wegenstetten nach Schupfart gingen. Das Gespenst erscheint als einbeiniges Pferd mit Menschenkopf. Auf diesem sitzt ein Reiter mit fliegendem rotem Mantel; in der Linken hält er eine Fahne, und mit der Rechten schwenkt er eine Lanze. Das Pferd kommt von der Schupfarter Gasse her und ist ein Gespenst aus der Römerzeit. Die Römer hatten nämlich in der Gegend zwei Lager, eines auf dem Berg und das andere auf «Dell», und das Pferd ist der Geist des Meldereiters, der täglich von einem Lager ins andere reiten musste. Wer um Mitternacht über den Bätberg kommt, der hört vom Wald her ein Brausen, das immer mächtiger anschwillt, und bald erscheint ein Kriegsmann auf weissem Ross. Der saust im Fluge an einem vorbei und eins, zwei, liegt man einige Meter neben der Strasse, und wie im Traum ist alles vorüber. Der stärkste Mann kann den Schimmelreiter nicht anhalten, und wenn man ihm etwas zuleide tun will, so schreit er einem etwas Schlimmes aus der Zukunft ins Gesicht und reitet hohnlachend davon. Dr. K. Fuchs.

Das Bündelimaitli

Am nordwestlichen Abhang des Thiersteinberges, nicht weit vom Binzrütikreuz, zieht sich das «Langental» hin mit der «Klammern» als Ausgang.

Von diesem Gebiet weiss das Volk allerlei zu erzählen. Wer zu gewissen Zeiten um Mitternacht dorthinkommt, der findet die ganze Gegend völlig verändert. Vor seinen Füssen öffnet sich ein grünes, blumenreiches Tal, in dessen Mitte sich ein stolzes Schloss erhebt. Vor dem Tore steht ein liebliches Mädchen mit einem Bündeli unter dem Arm. Dieses sagt dem Besucher allerlei aus der Zukunft voraus und lockt ihn zu sich, indem es ihm Schätze von Gold und Silber zeigt und ihm diese verspricht. Doch nähert man sich dem Schlosse, so ist alles plötzlich verschwunden, dichtes Gestrüpp umgibt einen, und nur mit grösster Mühe findet man den Ausweg.

Einmal ging ein Mann von Wegenstetten in den Langentalweg, um Wellen zu machen. Da begegnete ihm ein Mädchen mit einem Kissen auf dem Kopfe und bot dem Manne viel Gold und Silber an. Wie er danach langte, war das Mädchen verschwunden, und der erstaunte Holzer stand in einem grossen Busch, aus dem er fast nicht mehr heraus konnte. Als er am Abend nach Hause kam, erkannte ihn seine Frau nicht wieder, so dick und unförmlich war sein Kopf angeschwollen.

Das Bündelimaitli ist vor Zeiten von daheim fortgelaufen, weil ihm der Bräutigam untreu geworden. Seitdem irrt es ruhelos im Walde umher.

R. I/150.

Die rote Fluh

In österreichischen Zeiten lag einmal eine Reiterschwadron in Wegenstetten im Quartier. Eines Nachts sollte ein Reiter eine Meldung über den Berg ins Baselbiet bringen. Dabei verirrte er sich auf dem Berg in der Finsternis. Unterdessen kam ein schweres Gewitter herangezogen. Blitz auf Blitz zuckte hernieder, und der Donner krachte und rollte gewaltig. Durch die Nacht sah der Verirrte den Schimmer eines Lichts. In der Hoffnung, daselbst Obdach zu finden, ritt er schnurstracks darauf zu. Plötzlich befand er sich, ohne es zu merken, am Rande einer steilen Fluh. Das Pferd stutzte und wollte nicht weiter, sein Herr aber drückte ihm die Sporen in den Leib, und nun sauste es über die Felsen hinaus. Ross und Reiter nahmen ein schauerliches Ende; sie wurden beim Hinunterstürzen an den Felswänden grässlich zerschmettert. Vom Blute der beiden wurde die Wand rot gefärbt, wovon man heute noch die Spuren sehen kann. Seither nennt man die Fluh, die sich steil über dem Nachbardorfe erhebt, die rote Fluh, und das Dorf heisst seither Rothenfluh.

L. Z. und J. A. W.

Drei Landgrafen auf der Erfenmatte

Auf einer aussichtsreichen Anhöhe bei Hemmikon, auf Kästelen genannt, soll in alten Zeiten eine Burg gestanden haben unter dem Namen

Junkerschloss. Auf dieser Anhöhe liegt die Erfenmatte, wo im Mittelalter das Landgericht gehalten wurde. Als noch auf dem Schlosse Farnsburg die Thiersteiner als Landgrafen sassen und die Burg stolz über die nahegelegenen Wälder und ärmlichen Strohhütten emporragte, traten einst drei Landgrafen aus der Umgebung auf der Erfenmatte zusammen. Jeder erschien mit seinem Hofstaate. Viele Edelknechte, Truchsässen und Reisige waren in ihrem ritterlichen Schmucke zugegen. Auch manch adeliges Fräulein zu Pferd fand sich dabei ein, und aus dem Sissgau von nah und fern viel gemeines Volk. Schon lange hatten die drei Landgrafen miteinander im Unfrieden gelebt. Der Gegenstand ihres Streites war ein Stück Land, das jeder ansprach und keiner dem andern abtreten wollte. Noch einmal sollte ein Versuch zur Ausgleichung gemacht werden. Da standen die drei Ritter in schimmernden, von Gold und Silber übersäten Stahlrüstungen, die sie in manchem Turniere siegreich getragen. Aber auf ihren Gesichtern lag der Ausdruck des Ingrimms. Es wurde lange gezankt, und manches drohende, bittere Wort gesprochen. Endlich glichen sie sich gütlich aus. Darauf reichten sie einander die Hand zum ewigen Friedensbunde dar, auch gab jeder sein Ritterwort, dem geschlossenen Bunde nie treulos zu werden. Und die Fräuleins und Edelknechte und die Mannen alle, die das mitangehört hatten, bildeten um die Landgrafen einen Kreis und sangen Lieder von Freundschaft und Treue. Und als die lieblichen Stimmen schwiegen, da spiegelte sich auf jedem Gesicht Heiterkeit und Zufriedenheit ab. Die Landgrafen drehten sich hierauf um, und jeder sah nach der Gegend hin, wo sein Schloss stand. Majestätisch schaute die gewaltige Feste Farnsburg hinüber, deren altertümliche Türme im Abendrot wie vergoldet schienen. Von ferne erhob sich über weit ausdehnende Tannenwälder die alte Burg Homberg mit ihren Türmen und Zinnen. Auch die Bergfeste Frohburg glänzte prächtig im Abendrot. Und als die Sonne den Vorhang gezogen hatte und die Abenddämmerung eintrat, setzten die Grafen auf die Stelle, wo sie Friede geschlossen, einen Stein, der von den Umwohnern bis auf den heutigen Tag gezeigt wird. Le. 3.

Die Herren von Stein bauen das Schloss Thierstein

In alten Zeiten stand bei Wegenstetten eine Burg, von der heute kein Stein mehr zu sehen ist, nur noch die Sage schwebt über dem von Gestrüpp überwucherten Platze. Einst herrschten dort die Herren von Stein, ein reiches und stolzes Geschlecht. Ihr Schloss aber wurde ihnen mit der Zeit zu eng, deshalb flickten sie nichts mehr daran und liessen es langsam verfallen. Einmal im Maien hielt der älteste von den Brüdern auf dem Schlosse Hochzeit. Damals ging es hoch her, und der Adel

ringsum, zwischen Jura und Schwarzwald, war geladen. Doch das alte Schlösslein war der Last der trinkfesten und tanzlustigen Gesellschaft nicht mehr gewachsen; auf einmal brachen die Böden ein, und die Mauern stürzten mit dumpfem Krachen zusammen. Bräutigam und Braut fanden unter den Trümmern den Tod.

Die Brüder des Schlossherren mochten die Burg nicht mehr aufbauen und suchten Trost im Waidwerk. Einst jagten sie am Berg gegen Oberfrick. Dort erlegten sie auf einem freistehenden Felsklotz eine prächtige Hirschkuh, ein «Dier». Und weil ihnen der Ort gefiel, bauten sie an der Stelle eine neue Burg, der sie den Namen Thierstein gaben. J. A. W.

Das Seelenloch

In einer ausgetretenen steinernen Treppenstufe vor einem alten Bauernhaus in Wegenstetten ist heute noch ein kreisrundes, schwarzes Loch zu finden. Darüber weiss die Sage folgendes zu erzählen: Vor Zeiten befand sich auf der Strasse nach Hemmiken das Hochgericht, und noch in unserer Zeit hat dort eine Wiese den Namen «Galgenmatt». Hier wurden die Verbrecher verurteilt und sofort an den Galgen gehängt. Unzählige haben dort wohl einen letzten Blick geworfen über die schöne Landschaft. Unter dem Galgen befand sich jene Steinschwelle, und die Seele des Gehängten fuhr durch das Loch in den Boden hinein. Nun war sie gebannt und konnte nicht mehr zurückkehren, um die Lebenden zu belästigen. Das ist das Seelenloch. J. A. W.

Der feurige Hund im Hau

Wer in später Nachtstunde beim Hau vorbeigeht, der erblickt plötzlich vor sich einen mächtigen schwarzen Hund mit grossen, feurigen Pflugsräderaugen. Das ist der Geist eines längst vermoderten Bauern von Wegenstetten. Dieser war vor Zeiten ein steinreicher Mann, der viele Aecker und Wiesen und viele Truhen und Strümpfe voll Goldvögelein besass. Oft sah man ihn mit seiner weissen Zipfelkappe in der Stube bis tief in die Nacht hinein Taler und Dublonen zählen, dass den gwundrigen Burschen das Wasser im Munde zusammenlief. Daneben war er aber ein rechter Geizhals, der die Armen und Bettler fortjagte und sich selber kaum ein rechtes Essen gönnte. Als er sein Ende herannahen fühlte, mochte er keinem Menschen etwas von seinen Schätzen gönnen; deshalb schleppte er sie in dunkler Nacht hinaus ins Hau und vergrub sie dort. Bald darauf starb er. Seither sitzt er nun Nacht für Nacht draussen im Hau und hütet in Gestalt eines Hundes seine Schätze. J. A. W.

Die gestohlene Glocke

Als die Schweden im Lande waren, plünderten und raubten sie, was sie nur konnten. Selbst die Glocken in den Kirchtürmen waren nicht sicher; sie holten sie herunter und führten sie fort. Die Wegenstetter hatten beizeiten davon Kunde erhalten und sahen sich vor. Um ihr Geläut vor den Räubern zu retten, vergruben sie zwei Glocken in einer Wiese ausserhalb des Dorfes, und die dritte versenkten sie in den Bach im Oberdorf. Kurz darauf ritt eine schwedische Stafette ins Dorf. Einige Reiter führten ihre Pferde zur Tränke. Ein Dragoner setzte über den Bach, und dabei schlug das Pferd mit einem Hufeisen an die versteckte Glocke, und es gab einen hellen Klang. Nun gruben sie den Fund lachend aus, nahmen die metallene Last auf ihre Pferde und machten sich eiligst davon. Noch am gleichen Tag verkauften sie die Glocke in Gelterkinden. Aber die Schwedenglocke scheint den Gelterkindern kein Glück gebracht zu haben, denn bald darauf verschenkten sie diese der benachbarten Gemeinde Ormalingen. Noch jetzt, wenn diese Glocke geläutet wird, hört man zwischen den Tönen den leisen Vorwurf heraus: «I - bi - doch - vo Wäge - stette!»

Die beiden andern Glocken hängen heute noch im Kirchturm von Wegenstetten; die Wiese aber wird «Gloggematt» genannt. J. A. W.

Spuk am Keibengraben

Viele Leute fürchten sich noch heutzutage, wenn sie in rabenschwarzer Nacht von Hellikon nach Wegenstetten müssen. Dort, bei der Abzweigung der alten Strasse, hört man zuweilen in den Baumkronen der alten Nussbäume ein unheimliches Rauschen und Girren. Eine grosse menschliche Gestalt mit feurigen Augen und mit einem Gewehr am Rücken nähert sich dem Wanderer vom Keibengraben her. Ohne einem etwas anzutun, verschwindet der Spuk wieder unter Stöhnen und Gerassel, und bald darauf knallt im nahen Wäldchen ein Schuss.

Vor vielen Jahren zogen einst nach einem Schulexamen in Hellikon ein Pfarrer und ein Lehrer zur mitternächtlichen Stunde bei den Nussbäumen vorbei. Unheimlich soll es in jener Frühlingsnacht geregnet und gestürmt haben. Sogar der Pfarrer fürchtete sich, dass er beim Erscheinen des Spukes davonlief. Hut und Schirm liess er im Stich und kam totenblass daheim an. Der Lehrer soll auch ganz wirr geworden sein und wusste nicht mehr, was alles geschehen war. Zwei Tage war er bettlägerig, bis er sich wieder von dem Schrecken erholt hatte. J. A. W.

Hellikon

Der Zauberer Hans Koschewitz

Der Wirtshausschild zum Ochsen befand sich vormals an einem grossen Bauernhofe auf der Anhöhe, eine Viertelstunde vom Dorfe, in der Fürstenzelg. Als man später das Haus abriss und den Platz säuberte, wurde der Dachstuhl ins Dorf hinab gebracht und soll heute noch stehen. Dort oben konnte man um geringen Preis essen und trinken und sich lustig machen. Und wollte zur Fastnacht oder Kirchweih ein Bursche sein Mädchen zum Tanze führen, so brachte er sie hinauf zu Hans, von dem man sich zwar allerlei Unheimliches erzählte, der aber stets die besten Musikanten und das schmackhafteste Wildbret hatte.

Eines Tages kehrte ein Korbmacher dort ein und setzte sich, während der Wirt in den Keller ging, den Schoppen zu holen, an ein offen daliegendes Buch. Zufällig traf er gerade auf die Stelle, welche die Formel des Festbannens enthielt, und gleich flog ein grosser Vogel durchs Fenster und setzte sich auf die Ofenstange. Der Lesende war noch nicht zu Ende, als ein zweiter Vogel, ebenso weiss wie der andere kohlschwarz, hereinflatterte, und noch bevor das Blatt umgeschlagen war, rauschte ihm ein grüner über den Kopf weg und setzte sich zu den andern. Nun aber stürmte auch Koschewitz wie wütend zur Türe herein und rief: «Kein Wunder, dass es mich kratzt und hackt!», riss dem Gast das Buch aus den Händen, las die gleich Stelle rückwärts, und gleich wie sie gekommen, schwirrten die Vögel nacheinander wieder zum Fenster hinaus.

Darin lag aber die ganze Kunst, wie es ihm möglich war, die berühmtesten Braten in der ganzen Umgegend zu haben. Er las nur ein Gesätzlein, und wie er es wünschte, kamen gleich Fasan und anderes Gewild ihm ins Haus; pirschten aber die Jäger in dieser Gegend, so kamen sie den ganzen Tag nie zum Schuss; denn aus der weitesten Ferne hatte Hans alles Gewild in einen engen Kreis zusammengetrieben, so dass im Walde kein Schwänzlein mehr zu finden war. Dafür hassten ihn aber die Jäger und Bannwarte nach Noten und verfolgten ihn an allen Ecken und Enden.

Er hatte sich einmal einem Kameraden zuliebe hinaus gemacht und deutete diesem just auf einen Rehbock, um ihm die Freude des Schusses zu lassen, da stand unversehens der Bannwart vor ihnen und wollte sie gefangennehmen. «Stell dich hinter mich!» rief Hans, und der Bannwart schritt an ihnen vorüber, ohne sie zu sehen.

Ein andermal stand er so dicht vor dem plötzlich aus dem Busch heraustretenden Jäger, dass ihm nichts übrig blieb, als sich in einen dürren Stock zu verwandeln. Allein der Grünrock kannte die Schliche des schlauen Hexenmeisters, setzte sich gelassen auf den Stamm nieder, putzte seine Tabakspfeife mit der Messerahle aus und liess diese beim Wei-

tergehen wie aus Vergessenheit mit der Spitze tief im Stamme stecken. «Bald hätte ich den Flegel heruntergeschleudert», erzählte hernach Koschewitz, «als er mir seinen Pfeifenräumer so tief in den Kopf stach.»

R. II/146.

Wabrighexe

In Hellikon wohnte einst eine alte Zauberin und Wahrsagerin. Sie braute Tränklein und bereitete geheimnisvolle Salben, die sie in einem alten Kasten aufbewahrte. Einst zur Erntezeit war sie auf dem Wabrig mit Ernten beschäftigt. Die Garben lagen gebunden da. Der Knecht ging heim, um den Wagen zu holen. Vorerst wollte er ihn aber noch schmieren. Er holte aus einem alten Kasten einen Topf und strich die Salbe an die Achsen der Räder, in der Meinung, es sei Wagenschmiere. Dann ging er in den Stall, um das Vieh anzuschirren und anzuspannen. Als er aber herauskam mit der Kuh, war der Wagen fort. Er hatte sich von selbst fortbewegt, war auf den Berg hinaufgefahren und kam zum Erstaunen der alten Frau ohne Vieh auf dem Acker an. Der Knecht kam in Eile gelaufen. Bestürzt fragte ihn die Frau, was mit dem Wagen gegangen sei. Der Knecht erzählte, er habe bloss die Räder geschmiert. Da erkannte die Frau, dass er von ihrer Hexensalbe genommen und machte ihm bittere Vorwürfe. Von da an war es vorbei mit der Hexerei, sie war verraten. Der Berg aber hiess von der Stunde an der Wagenberg oder Wabrig.

Dr. K. Fuchs.

Der Hübelhans auf dem Neulig

Der prächtige Buchenwald auf dem Neulig hatte ehemals zum Dorfe Zuzgen gehört, und das seit so undenklichen Zeiten, dass darüber keinerlei Urkunde mehr in der Gemeinde zu finden war. Nun geschah es aber schon frühzeitig, dass dieser Wald dem Nachbardorfe Hellikon in die Augen stach, denn der Holzmangel, an welchem es zu leiden hatte, und das bare Geld, das man für jeden Stamm Bauholz hingeben musste, war dort je länger je schwerer empfunden worden. Klagten nun die Hellikoner einander ihre Not, so gebärdete sich allemal der Hübelhans am ärgsten dabei. Das war ein Geizhals und Nimmersatt, und obschon er als ein 80jähriger Mann bereits mit einem Fusse im Grabe stand, scheute er sich doch nicht der frechen Behauptung, wie er noch gar wohl der Zeit sich zu erinnern wisse, da der Neuligwald nach Hellikon gehört habe. Dieses lügnerische Wort pflegte er so oft im Munde zu führen, dass man ihm zuletzt ganze hundert Gulden zusagte, wenn er die Sache zum Rechtsstreite zu bringen vermöchte; und dagegen verschwur er sich, die Seinigen sollten den Wald haben, wenn er auch selber für immer und ewig

drinnen geistern müsste. Gleich im folgenden Spätherbst, da die Zuzger ihr Holz im Neulig schlagen wollten, legten die Hellikoner dagegen ein Verbot ein. Jetzt handelte es sich von beiden Seiten um Aufbringung rechtskräftiger Beweise. Allein Zuzgen hatte zu seinem Unglück kein anderes Beweismittel als die Aussagen seiner bestandenen Männer, und diesen konnte Hellikon seinen einen Hübelhans entgegenstellen, welcher der älteste Mann in beiden Gemeinden zugleich war. So blieb nichts anderes übrig, als sich gegenseitig den Eid zuzuschieben, und dies war es gerade, worauf man es in Hellikon abgesehen hatte. Beide Gemeinden zogen am Schwörtag aus und stunden sich in der Marke des strittigen Waldes gegenüber. Da trat der Hübelhans vor und sprach: «So wahr ich meinen Schöpfer und Richter hier in meinem Hute habe, so wahr gehört der Wald den Hellikonern.» Hierunter konnten die Zuzger nichts anderes verstehen, als dass er bereit sei, beim höchsten Gotte zu schwören und dazu wohl ein Kruzifix im Hute mit hergebracht haben müsse. Einer solchen äussersten Sicherheit gegenüber meinten sie, ihr altes Recht doch nicht bekräftigen zu dürfen. Sie gaben also ihren Wald verloren und begaben sich auf den Heimweg. Höhnisch nahm der Hübelhans seinen Hut ab und rief den Betrübten ein Lebewohl nach; dann aber zog er daraus einen Milchlöffel und einen Haarkamm hervor und zeigte den Seinigen pfiffig, wie man mit solch billigen Dingen den einträglichsten Meineid schwören könne. Dafür ist ihm dann ganz nach seinem Wunsche geschehen. Der Uebeltäter sitzt seit seinem Tode bis heute auf dem Neulig, überzählt mit glühenden Fingern seine hundert Gulden und ruft an jenem Tage, an welchem sich sein Verbrechen jährt, schauerlich von der Höhe herunter: «De Wald isch de Zuzgere!»

A. F. Z. Taschenbuch 1860.

Erdmännchen auf dem Neulig

Vor über hundert Jahren pflügte einmal der «Rächehansjörli» auf dem Neulig und liess am Abend seinen Pflug auf dem Felde stehen. Als er am andern Morgen wiederkam, um seine Arbeit fortzusetzen, war das ganze Feld schon umgepflügt, und auf dem Pflugsterz lag eine «Wäie» und dabei ein schönes goldenes Messerlein. Der Bauer verzehrte die schmackhafte Speise und steckte das Messerlein in den Hosensack, weil es ihm gar wohl gefiel.

Als er aber mit seinem Pflug heimzu fuhr, hörte er aus einem nahen Hügel ein feines Singen:

«Rächehansjörli
het 's Waieli g'frässe,
het 's Mässerli gnoh,
het's nümme meh brocht.»

Seither sah man keine Erdmännchen mehr in der Gegend. H. M.

Zuzgen

Das Flurkreuz bei der Zuzger Mühle

Zur Schwedenzeit drang einst ein Haufe rauhbärtiger Soldaten bis in das entlegene Wegenstetten. Bei dem greisen Stabhalter des Dorfes vermuteten sie Geld. Sie hielten ihm die Pistolen vor den Mund und drohten ihm mit dem Tode, wenn er die schweren Talersäcke nicht hervormache. Als aber das nichts nützte, weil die Kroaten das Geld mitsamt dem Sack schon längst davongeschleppt hatten, banden die wütenden Schweden den alten Mann an einen Pferdeschweif und schleppten ihn talabwärts. Bei der Zuzger Mühle lösten sie ihn wieder los und liessen ihn tot liegen. Zur Erinnerung an diese Tat wurde in späterer Zeit ein Flurkreuz errichtet. Volksmund.

Zeiningen

Warum das Dorf seinen Standort gewechselt hat

Vor Zeiten lag Zeiningen da, wo sich heute der Scheibenstand befindet, in der sogenannten «Bättelchuchi». Einmal herrschte im Dorf die Pest. Ganze Familien fielen der schrecklichen Seuche zum Opfer. Ueberall in den Häusern und auf den Strassen lagen die schwarzen Leichen herum. Niemand war da, um sie zu beerdigen. Nur drei Personen blieben schliesslich von der Krankheit verschont, und diese zogen weg von der Stätte des Grauens und liessen sich dort nieder, wo heute das Dorf steht. Volksmund.

«Bättelchuchi»

In alten Zeiten kam einmal fremdes Volk in die Gegend. Dieses siedelte sich in der Nähe des heutigen Scheibenstandes beim Dorf an. Von den Dorfbewohnern verlangten sie unter Drohungen Butter, Mehl und andere Lebensmittel. Dann buken sie und brieten, dass einem im Dorf drin der feine Duft in die Nase stieg. Wenn die Fremdlinge gesättigt waren, bogen sie die Aeste der Haselbüsche nieder, tauchten die Blätter in den Teig und liessen diese wieder los, dann hing der ganze Strauch voll goldglänzender Küchlein. Als sie wieder fortzogen, kamen die Kinder und schnabulierten daran nach Herzenslust.

Andere Leute erzählen zwar, dies seien Bettler gewesen, die hätten mit den geschenkten Esswaren so sträflichen Uebermut getrieben. Deshalb nannte man später den Ort «d'Bättelchuchi». Volksmund.

Das Königsgrab

Als die Schweden im Dreissigjährigen Krieg Rheinfelden belagerten, bestatteten sie ihre Toten in Massengräbern auf dem grossen Feld, das zwischen dem Sonnenberg und dem Möhliner Wald liegt. Dort ruhen sie noch heute. Unter ihnen befindet sich auch das Grab des Königs. Wer es findet, dem gehören alle Schätze aus Gold und Edelsteinen, die dem Toten beigegeben worden sind. Der Wert dieser Kleinode ist so gross, dass damit die Gemeinde Möhlin auf ewige Zeiten steuerfrei gemacht werden könnte. Schon oft wurde darnach gesucht, aber noch niemand hat es gefunden. Volksmund.

Was die Sage von Rappershäusern erzählt

Unterhalb von Wallbach stand vor Zeiten das Döflein Rappertshäusern. Als im 17. Jarhundert die Pest als furchtbare Gottesgeissel auch durch die Fricktalerdörfer schritt, erreichte sie auch dieses stille Dörfchen. Woher sie gekommen, wusste niemand, sie war auf einmal da. Erst waren es wenige Opfer, dann immer mehr, und schliesslich häuften sich die Leichen von Tag zu Tag. Das Dorf starb aus. Nur noch zwei Jungfrauen waren übriggeblieben. Diese verliessen jammernd die Stätte des Grauens und wandten sich gegen Wallbach. Dort baten sie um Aufnahme. Doch als die dortigen Bewohner ihre Herkunft vernommen, jagten sie die Jungfrauen wieder fort, aus Furcht vor der Ansteckung. Traurig wandten sich die Abgewiesenen der Stadt Rheinfelden zu. Dort klopften sie ans Tor und baten ebenfalls um Unterkunft. Hier wurden sie liebevoll aufgenommen und blieben in der Stadt bis an ihr Ende. Aus Dankbarkeit vermachten sie den Rheinfeldern ihren Besitz, Wald und Land. Darum ist auch der Rheinfelder Forst so gross. Das ausgestorbene Dorf Rappertshäusern aber wurde nicht mehr bewohnt. Allmählich sanken die Firsten ein, die Mauern zerbröckelten, Gras wuchs in den Kammern. Heute sucht man vergebens Reste des einstigen Dörfchens. Volksmund.

Der Geist im Eichenhölzli

Als in den neunziger Jahren die Franzosen das Fricktal besetzt hielten und dieselben von den Kaiserlichen bald darauf vertrieben wurden, blieb im Dorfe Zeiningen ein Franzose krank im Quartier zurück. Obgleich er in Feindesland war, wurde er dennoch von den Dorfbewohnern menschenfreundlich gepflegt. Da man sein Ende nahe glaubte, wurde der Ortspfarrer gerufen, um ihn mit den Tröstungen der Religion zu versehen. Der Pfarrer wollte auch sogleich bereitwillig dem Rufe folgen,

was aber der Kranke lästernd von sich wies und alles, was die hl. Religion und deren Diener betraf, so beschimpfte, dass die Umstehenden sich entsetzten. Dabei rief er oft einen Namen aus, der ganz heidnisch wie «Waltörn» klang. Die Bemühungen des guten Pfarrers blieben erfolglos, der Kranke war so verstockten Herzens wie zuvor. Am folgenden Morgen starb derselbe und soll sehr ekelhaft ausgesehen haben, wie der Leichenbeschauer versicherte. Einige billig Denkende wollten ihm noch ein Plätzchen in einer Ecke des Friedhofes gönnen, aber die andern widersetzten sich, indem sie glaubten, es könne etwa ihrer Seligkeit zum Schaden gereichen, neben einem Heiden begraben zu liegen. So wurde die Leiche auf einem Karren nach dem Eichenhölzli, einem Vorsprung des Sonnenberges, gebracht. Der Ort war früher als Wasenplatz benutzt worden. Der Tote aber fand keine Ruhe im Grabe. Man sah ihn oft umherwandeln, besonders wenn Kriege oder Krankheiten im Anzuge waren. Seitdem aber dort die Eichen und das Gebüsch weggeräumt worden sind, ist er nie mehr gesehen worden. J. E. St. Z. Rauracia 1860.

Der Schimmelreiter

Vor Zeiten lebte in Zeiningen ein reicher, äusserst geiziger Mann. Täglich ritt er auf einem Schimmel über seine Güter. Er lieh zu Zeiten der Not den bedrängten Bauern Geld zu Wucherzinsen aus, und wehe ihnen, wenn sie nicht just auf den Tag zahlen konnten. Mit unbarmherziger Härte jagte er sie von Haus und Hof und nahm die Güter selber in Besitz. Fast der ganze Grundbesitz von Zeiningen war ihm so in die Klauen geraten. Als er sein Ende herannahen fühlte, packte ihn die Reue über sein ruchloses Leben. Es war zu spät. Er starb, und der Fluch der armen Leute folgte ihm übers Grab hinaus. Er wurde nicht wie ehrliche Leute auf dem Friedhof beerdigt, sondern man verscharrte ihn droben auf der «Eggmatt», da, wo früher die vier Eichen standen. Seither reitet er jede Nacht auf einem Schimmel in der Geisterstunde rings um den Berg. Wenn die Glocke von Zeiningen ein Uhr schlägt, verschwindet er wieder. Volksmund.

Nächtlicher Fuhrmann auf der Möhliner Höhe.

Auf der Möhliner Höhe, da wo das Strässchen nach Zeiningen abzweigt, ist es zu gewissen Zeiten nicht geheuer. Bald versperrt ein kohlschwarzer Hund den Weg, oder eine dunkle Gestalt, deren Umrisse man nur undeutlich erkennt, erschreckt den nächtlichen Wanderer. Dann hört man wieder lästerliches Fluchen und Pferdegetrappel, trotzdem weit und breit kein Fuhrwerk zu sehen ist.

Das ist der ruhelose Geist eines Fuhrmannes, der für seine Untaten hier zu büssen hat. Vor Zeiten, als es weder Bahn noch Auto gab, fuhr ein Fuhrmann täglich mit Getreide über die Höhe nach Basel. Gewöhnlich hatte er für seine zwei Pferde zuviel geladen, und statt sich Vorspann zu nehmen, vertrank er lieber das Geld in einer Wirtschaft. So mochten seine zwei magern Pferde die Last kaum auf der Ebene, geschweige denn bergauf zu ziehen. Da half denn unser Fuhrmann mit der Peitsche und seinem Fluchmaul wacker nach, bis einmal seine Pferde unter seinen Schlägen verendeten. Der Mann starb auch bald darauf und muss seither Busse tun für seine Untaten.

Vor Jahren war einmal in Möhlin eine Hochzeit. Am Nachmittag hatte man mit einem Wagen einen Ausflug rheinaufwärts gemacht und kehrte in später Nachtstunde über die Möhliner Höhe heim. Oben auf der Anhöhe bäumte sich das Pferd auf einmal kerzengerade auf und war nicht mehr vorwärts zu bringen. Vor ihm war eine nebelhafte Gestalt aufgetaucht und wieder verschwunden. Vergebens stieg der Bräutigam ab und fasste das Pferd am Zaum. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als über Zeiningen den Heimweg zu suchen. Volksmund.

Wie der Flurname «d'Hell» entstanden ist

Am Westabhang des Herrschaftsberges lag vor vielen Jahren eine grosse Höhle. Einmal, an einem düstern Tag, sah man daraus eine schwarze Rauchwolke aufsteigen und bald darauf züngelten mächtige Flammen gen Himmel, wie wenn der ganze Wald in Brand wäre. Erschreckt eilten die Leute herbei, um zu löschen, blieben aber plötzlich wie angewurzelt stehen. Unter dem Höhleneingang stand eine schwarze, fürchterliche Gestalt, eine mächtige Gabel schwingend. Aus Mund und Augen sprühte ihr das Feuer, und Funken stoben aus den zottigen Haaren. Als die Leute die Erscheinung betrachteten, fuhr vom Berg her ein tosender Erdrutsch herunter und deckte Mann und Feuer zu. Die Zuschauer bekreuzten sich und schlichen eilig davon. Das sei der Teufel selber gewesen, erzählte man nachher im Dorfe, denn dort sei das Tor zur Hölle. Seither nennt man die Flur dort allgemein «d'Hell».

Volksmund.

Das Möhliner Loch

Vor vielen Jahren pflügte zwischen Möhlin und Rheinfelden ein Bauer seinen Acker. Vier Pferde zogen den Pflug. Nun wollte das Gespann auf einmal nicht mehr vorwärts. Da sagte der Fuhrmann freundlich zu ihnen: «In Gottes Namen, geht!» Die Tiere aber gingen keinen Schritt vorwärts. Darüber wurde der Meister zornig und schlug sie mit der Peitsche;

aber auch das nützte nichts. Da ergriff ihn der Jähzorn, und er rief: «So geht denn in Teufels Namen!», und in diesem Augenblick versank er mitsamt dem Pflug und den Pferden. An der Stelle blieb bis heute eine Vertiefung; obschon man sie schon manchmal ausfüllte, versank der Boden immer wieder. Diesen Ort nennt man seither «'s Möhler Loch».

Volksmund.

Die Rinderpest in Zeiningen

Vor 200 Jahren herrschte in Zeiningen unter dem Vieh eine schreckliche Seuche, die Pest; darunter litten die Bauern grossen Schaden, denn alle befallenen Tiere mussten abgetan werden. Ausserhalb des Dorfes wurden in der Eile Holzställe errichtet, wo man die noch gesunden Rinder unterbrachte. Dort blieben einige Männer zu ihrer Wartung. In der Kirche aber beteten die Leute inständig zum heiligen Antonius, und die Krankheit hörte auf. Der Heilige hatte geholfen. Sein Fest wurde seither besonders gefeiert.

Das an der Seuche verendete Vieh wurde in eine besondere Grube geworfen, und man nennt den Ort heute noch das «Chüehloch». Volksmund.

Die Alrune

In einem Dorf bei Rheinfelden hatte sich ein armer Schneider mühselige Jahre lang Finger und Rücken krumm gestichelt und doch seinen Ziegen immer noch keine Kuh zur Gesellschaft geben können. Schliesslich suchte er einmal bei Nacht und Nebel einen Kapuziner im Städtchen auf. Dem lag er mit inständigen Bitten an, ihm zu verraten, wie man zu einer Alrune, einem Geld ausbrütenden Glückstier, komme. Der weise Bruder wollte erst nicht heraus mit der Sprache; aber der Schneider liess nicht ab, in ihn zu dringen.

«Die Alrune», so erklärte der Kapuziner endlich, «ist ein wunderliches Tier, das nachts mit Rollaugen umläuft. Wenn du dir aber meine Vorschriften merkst, so kannst du es leicht fangen und brauchst dann weder am Tag Hosen zu plätzen, noch nachts erst Mist zu stehlen, um deinen kleinen Acker düngen zu können. Aber ihr selber musst du hübsche Kleider machen und alle Tage frisch anziehen.»

Dies liess sich der Schneider nicht zweimal sagen und lauerte gleich in der ersten Nacht bis zwölf Uhr auf dem Kreuzweg. Das Tier erschien. Zwar passte es nicht genau zur Beschreibung des Kapuziners und glich, wenn man die funkelnden Augen des unbegreiflichen Kopfes übersah, nur einem mittleren Haushund. Um so geschwinder ging der Schneider auf das Glückstier los, packte es in seine Hutte und warf es daheim in den Geissenstall. Aber ehe er wieder zuschloss, legte er ihm den einzigen Spartaler sorgfältig unter den Bauch.

Er konnte den Morgen gar nicht erwarten und war kaum wieder in den Stall getreten, als er statt einen nun hundert Taler auf der Streue fand, dem gestrigen ersten haargleich. Schnell raffte er den ganzen Schatz zusammen und kaufte den an sein Rübenfeld stossenden Acker des Nachbars um hundert und einen Taler. «Morgen», dachte er bei sich, «wenn ich den Stall wieder aufgemacht habe, zahle ich ihm die angrenzende Wiese dazu.» Der nächste Morgen kam, die Alrune lag geduldig auf der Spreu, aber nicht ein einziger Taler dabei; rein nichts war zu sehen. Der Schneider hatte den erst gelegten Taler zu behalten vergessen. Nun war dieser ausgegeben und die Zauberkraft des Tieres versiegt.

Was war zu tun? Er holte seine Hutte, trug es in den Wald zurück und sprang heim, um sein neues Feld schnell wieder zu verkaufen. Allein nun schwanden nicht bloss die hundert Taler im Hui dahin, sondern der Schneider wurde noch viel ärmer als zuvor. Und seit man ihn bei der letzten Hungersnot begraben, sieht man auch die Alrune stets bei seinem Totenkreuze liegen, den Kopf ins struppige Fell gewühlt, aus dem nur die gleissenden Augen unheimlich genug heraussehen.

(Mit gütiger Erlaubnis des Verlages H. R. Sauerländer, Aarau, aus Schweizersagen, nach Th. Herzog, herausgegeben von Arnold Büchli, I. Bd. S. 87.)

Der Wucherer Fritz Böhni

In Möhlin lebte vor über 200 Jahren ein reicher Bauer namens Fritz Böhni. Das war der habgierigste, herzloseste und wüsteste Mensch weit im Lande herum. Nie schenkte er einem armen Menschen etwas, und wenn Bettler seinem Hause nahten, liess er sie mit den Hunden wegtreiben. Dabei besass er im Dorf fünf mächtige Scheunen mit breiten Dächern und weiten Kornschütten, die er alle von seiner Wohnstube aus überblicken konnte. Aber immer mehr Güter wollte er erwerben und immer reicher werden. Damals waren schlimme Zeiten im Fricktal, nasse Sommer brachten Missernten und lang andauernde Hungerjahre. Weit in der Runde war alles missraten und jede Frucht von Krankheiten verdorben, nur auf Böhnis Aeckern wogte die Frucht goldgelb, und seine Bäume hingen voll Obst, dass die Aeste brachen. Mehr als zweihundert Malter trug man jährlich in seine Scheunen, und dort hatte es noch Vorräte von früher her. Wenn nun die Leute kamen mit Geld in den Händen und baten, er möge ihnen doch um Gotteswillen ein wenig Korn verkaufen, um den Hunger zu stillen, wies er sie höhnisch von der Tür. Einen Viertel Land wollte er für einen Laib Brot, und unbarmherzig bestand er auf diesem Preis. Wollten nun die Leute nicht Hungers sterben, so mussten sie auf diesen Kauf eingehen. So besass Böhni schliesslich alle Land-

stücke vom Dorf weg bis zum grossen Tannwald am linken Rheinufer. Sieben stattliche Häuser erbaute er aus diesem Gewinn. An ihren staffelförmig aufgebauten Feuergiebeln kann man sie heute noch erkennen. In dem schönsten zu Ryburg hielt er selber Haus, und von dort aus konnte er seinen grossen Tannenwald besuchen, ohne einen Fuss auf das Eigentum eines andern setzen zu müssen. In dieses Haus trat eines Tages beim Eindämmern ein unbekannter Mann in grüner Jägerkleidung, ohne dass man ihn wieder heraustreten sah. Am folgenden Morgen fand die Magd den geizigen Bauern tot; mit umgedrehtem Halse und schrecklich herausgereckter Zunge lag er hinter dem Ofen. An der Wand war ein grosser Blutfleck noch jahrelang sichtbar, der sich weder verweisseln noch vermauern liess. Jahrzehntelang blieb später diese Stube unbewohnt und verschlossen.

Nach drei Tagen führte man Böhni zu Grabe. Anfänglich zogen die Rosse den Leichenwagen in ruhigem Schritte durch das Dorf. Wie sie aber an einem seiner Häuser vorbeikamen, kam aus der Scheune mit bösem Grunzen ein mächtiges Schwein dahergerannt und warf den Wagen über den Haufen, so dass der Sarg in den Strassenkot kollerte. Dazu stürmte und windete es, wie man es seit Menschengedenken nie mehr erlebt hatte. Nur mit Mühe gelang es schliesslich, den Toten auf den Friedhof zu bringen und zu begraben. Nun wussten die Möhliner, mit wem sie es zu tun hatten.

Als die Leute von der Beerdigung heimkehrten, erschraken sie nicht wenig, denn oben am Stubenfenster seines Hauses erblickten sie den Verstorbenen mit der roten Mütze auf dem Kopfe, wie er höhnisch heruntergrinste. Seither war es nicht mehr geheuer in Böhnis Haus. Der Alte hatte keine Ruhe im Grabe. Man hörte Seufzen und Rascheln auf dem Estrich, Klirren von Ketten auf den Treppen, Stöhnen im Keller und Rumoren in der Stube. Es war nicht zum Aushalten, und Mägde und Knechte liefen davon. Schliesslich traf man Anstalten, den ungebetenen Gast loszuwerden. Es wurde ein Kapuziner aus dem Klösterlein zu Rheinfelden gerufen, und dieser bannte den Geist hinter dem Ofen mit vieler Mühe in eine Massflasche hinein. Diese trug man fort und versenkte sie in dem verrufenen Spitzengraben bei Zuzgen. Man musste aber dem Gespenst gestatten, sich alle hundert Jahre dem Dorfe Möhlin um einen Hahnenschritt zu nähern. Seither ist eine lange Zeit vergangen, und so hat sich das Gespenst immer wieder gezeigt, so dass man es in einigen seiner Wohnhäuser in jeglicher Tiergestalt wieder getroffen hat. Im Dorf selbst fürchtet man sich nicht vor ihm und glaubt, dass es noch hundert Jahre gehe, bis es seine Wohnung in Ryburg wieder erreicht haben werde. Dagegen macht es auf der Strasse von der Möhliner Höhe bis gegen das Gasthaus zur «Krone» den Fuhrleuten oft die Pferde scheu. Sein erbärmliches Geschrei ist bis ins Dorf Wallbach hinüber zu hören. Kriegsereig-

nisse sieht es genau voraus; so hat es sich in den Jahren 1847/48 ungewöhnlich oft blicken lassen. Nächtelang streicht es draussen im Wald umher. Vom Spitzengraben bis an den Rhein hinunter schreckt es die Leute in der Nachtzeit als Hund, als Katze, als Kalb mit Glühaugen und als schwarzer Mann. Einen Grenzwächter, der nachts die Runde machte, hat es einmal rücklings zu Boden geworfen und so gewürgt, dass er noch viele Tage lang blutunterlaufene Augen hatte.

Wenn es einmal sein Haus in Ryburg erreicht haben wird, werden alle seine früheren Häuser sich zur Erde neigen und zusammenfallen.

R. II/137, H. R. B. Volksmund.

Das Breitseemaitli

Die sumpfige Waldgegend zwischen Wallbach und Möhlin, welche Breitsee heisst, war einst wirklich ein See. Rings um seine Ufer war futterreiches Land, und heiteres Laubgebüsch spiegelte sich in seinen klaren Fluten. Dort hielt sich das Breitseemaitli auf. In österreichischen Zeiten, als es noch üblich war, die Herden in die Wälder zu treiben, waren die Weidbuben ganz vertraut mit dieser Jungfrau. Oft, wenn sie aus einem Mittagsschlummer erwachten, lag das Mädchen arglos mitten unter ihnen. Am Abend begleitete sie die Herden auf dem Heimweg oft bis an den Rand des Forstes. Meist trug sie einen Schinhut, wie er vor Zeiten in dieser Gegend üblich war, und weisse oder grüne Schürzen. Manchmal aber sah man sie in flatternden blonden Haaren, in denen ein Kranz von frischen Feldblumen lag. Geredet hat sie niemals.

Vor Jahren begegnete sie einmal einem Burschen von Möhlin, der im Forste Leseholz suchte. Sie trug ein Kleid mit Mieder und eine seidene Schlaufe im Haar, wie es die Fricktaler Mädchen früher trugen. Am Arm hing ihr ein verdeckter Armkorb. Sie winkte dem Burschen schweigend, mit süssem Lächeln. Er folgte ihr, konnte sie aber nie ganz erreichen. Plötzlich war sie verschwunden. Ein Unwetter brach herein, und der Bursche konnte nur mit grösster Not den Heimweg finden. Hätte er ihr drei Brosamen, von denen er eine ganze Menge im Sacke hatte, in das Körbchen geworfen, so wäre die Jungfrau erlöst gewesen, er selber aber ein reicher Mann geworden.

Das Breitseemaitli ist der Geist einer Braut, die vor Zeiten an dieser Stelle nach der Hochzeit ermordet und im See versenkt wurde.

R. I/149 und Volksmund.

Wallbach

Die Heuelschneiderin

Sieben Jahre hintereinander hatte in Wallbach der Hagel geschlagen; man erinnerte sich noch, dass vor dieser Unglückszeit ein Specht mit scheckigen Füssen auf dem Kirchtürmlein gesehen worden war.

Jetzt kam wieder ein solcher Vogel; er hatte ein rotes und ein gelbes Bein. Der Odjokeb lud gleich sein Gewehr. Er war ein alter Quacksalber und verstand sich auf geheime Künste. Diesmal traf er nichts; aber in derselben Zeit fiel im entfernten Dorfe Zeiningen die Heuelschneiderin mitten in der Gasse um, und die Leute, die sie aufheben mussten, wunderten sich, dass sie an einem Bein einen roten Wälderstrumpf, am andern aber einen gelben trug. Man zog ihr die Strümpfe ab; da fand sich's, dass ihr das Bein entzweigeschossen war. R. II/165.

Der grüne Reiter

Alljährlich reitet ein grün gekleideter Mann mit rotem Federbusch auf einem schwarzen Pferde vom Kloster Olsberg her bis nach Wallbach, und von da über die Furt nach Badisch-Wallbach bis zum Stechehörnlisee. Wer ihm begegnet, muss einen ganzen Korb voll Knochen aus dem Beinhaus in den Rosstall des eingegangenen Klosters werfen; am Morgen ist nichts mehr davon übrig. In Wallbach aber müssen zu gleichen Zeit alle Türen eines gewissen Hauses die Nacht durch offen stehen. Als sich einmal eine junge, von auswärts eingeheiratete Bäuerin diesem Gebrauche widersetzen wollte, hörte man zuerst den Ruf:

Flieh, flieh b'hend,
as dich niemer g'schänd!

Da sie jedoch nicht aus dem Hausgang wich, wurde eine mächtige Dornenlast krachend über sie hinweggezogen, und die Narben davon blieben ihr zeitlebens im Gesicht. Im Hausgang aber lag frischer Rossmist. R. II/160.

Finstergässchen

Von Wallbach nach Zeiningen geht ein einsamer Weg, das Finstergässchen. Dort ist es nicht geheuer. Wer zur Nachtzeit dort vorbeikommt, kann von Spukgestalten belästigt werden. Plötzlich versperrt ihm ein mächtiger Laubsack den Weg und wälzt sich vor den Füssen hin und her. Wer den Mut hat, stille zu stehen und ihn zu öffnen, der findet ebensoviele Taler als Blätter darinnen stecken. Einst schritt ein Wallbacher auf diesem Wege in später Stunde seinem Heimatdorfe zu, da kam ihm im

Finstergässchen von ferne eine schöne Jungfrau entgegen und bot ihm ein Röschen an. Diese unerwartete Freundlichkeit aber brachte den guten Mann in Angst. Er floh, wurde dann darüber ruhelos und erzählte das Erlebnis zuletzt seinem Pfarrer. Dieser tat recht ungehalten darüber, dass er diese Blume verschmäht habe. Er hätte damit zu allen im Boden vergrabenen Schätzen gelangen können. R. I/261.

Das ausgestorbene Dorf Abbizüs, unter Wallbach

Gegenüber der Einmündung der Wehra in den Rhein liegt, rings vom Tannenwald umgeben, ein schöner Strich Laubholz. Hier stand das Dörfchen Abbizüs, das mit in die Fricktaler Landschaft gehörte, in der Pestzeit aber ausstarb und nun ganz vom Erdboden verschwunden ist. Von sämtlichen Einwohnern des Dorfes hatten nur zwei ledige Weibsbilder die Seuche überlebt. Diese wendeten sich an das Nachbardorf Wallbach, um hier ins Bürgerrecht aufgenommen zu werden, und boten als Einkaufssumme den ganzen Gemeindebann an, der ihnen, als den Ueberlebenden, anheimgefallen war. Aber die Wallbacher fürchteten sich nicht nur vor der Pest, welche mit den Fremden zu ihnen kommen möchte, sie wollten auch die Zahl ihrer eigenen unverheirateten Mädchen nicht noch um zwei vermehren und wiesen also die beiden ab. Diese begaben sich nun ins nächste Dorf Möhlin und drangen hier mit ihrem Begehren durch. Kaum waren sie eingebürgert, so brach auch in Wallbach die schreckliche Seuche aus und raffte die ganze Bevölkerung bis auf eine einzige Haushaltung hinweg. Auch nach Möhlin kam das Sterben, doch gelobten die Bewohner, eine Kapelle bauen zu lassen, und die Krankheit hörte auf. Seitdem ist der Waldbesitz des Dorfes Möhlin so ausgedehnt, dass er bis auf eine Viertelstunde ans Wallbacher Dorf reicht.

Mitten durch ihn zieht sich ein Fussweg, der sich nie bemoost oder übergrast. Er heisst das Totengässli. Auf ihm sind die zwei Jungfern von Abbizüs nach Wallbach und von dort nach Möhlin ausgewandert. R. II/514.

Mumpf-Obermumpf

Entstehung des Dorfes Obermumpf

Als im Dreissigjährigen Kriege die Schweden nach der Belagerung von Rheinfelden rheinaufwärts zogen, fielen sie auch in das Dorf Mumpf ein. Sie hieben dort alles nieder, was ihnen begegnete, bis auf das letzte

Kind in der Wiege. Ein einziger Mann hatte sich über den Berg ins Baselbiet gerettet und fand da über die Kriegszeit bei einem Bauern Unterkunft und Nahrung. Als der Friede kam, sagte der Bauer zu dem Flüchtling: «Siehe, ich gebe dir einen Pflug, ein Joch Ochsen, einen Wagen und so viel Korn, als du für die erste Aussaat brauchst; gehe nun heim und bebaue dein Land aufs neue.» Der Mann tat, wie ihm sein Gastfreund geraten hatte, und wurde so der Gründer des neuen Dorfes Obermumpf. R. II/378.

Die unverschliessbare Türe in Obermumpf

In Obermumpf findet sich ein altes Haus, dessen Türen sich an bestimmten Tagen des Jahres alle von selber öffnen und sich dann nicht mehr schliessen lassen, bis am folgenden Morgen. Man sagt von Selbstmördern, dass jene Stubentüre, durch die man die Leiche aus dem Hause schaffte, ja sogar das Fenster einer solchen Stube, zu gewissen Zeiten sich von selbst öffnen. R. I/135.

Die sieben Stuben

An der steilen Fluh bei Obermumpf öffnet sich ein enger Felsschlitz als Eingang zu einer Höhle. Zwingt man sich durch den schmalen Gang, kommt man zu einer kesselartigen Erweiterung, die das Volk «die sieben Stuben» nennt. Hier hausten vor Zeiten Erdmännlein. Die Leute rund um den Berg wissen heute noch von ihnen zu erzählen.

Vor vielen Jahren hütete eines Tages ein Mädchen von Obermumpf auf dem Berg seines Vaters Kühe. Während das Vieh ruhig graste, schlenderte es in der Nähe herum und kam auch zu jener Felsspalte. Neugierig guckte es in die Höhle hinab. Da stand plötzlich wie aus dem Boden gewachsen ein daumengrosses Kerlchen vor ihm und erklärte, jetzt müsse es seine Frau werden und lebenslang bei ihm wohnen. Das Mädchen sperrte sich, weinte und wollte ihm nicht in die Höhle folgen. Schliesslich erlaubte ihm der Zwerg, noch einmal nach Hause zu gehen. Aber morgen mittags müsse es wieder hier sein. Wenn es dann seinen Namen noch wisse, solle es frei sein, andernfalls müsse es seine Frau werden. Er heisse Senfkörnlein. Das erschrockene Mädchen eilte nach Hause und erzählte den Vorfall. Aber schon hatte es den Namen des Zwerges vergessen. Da schickten die Eltern das weinende Kind in den Pfarrhof, vielleicht dass der Pfarrer zu helfen wüsste. Dieser riet dem Mädchen, morgens in aller Frühe zum Höhleneingang zu schleichen; vielleicht, dass es etwas zu sehen oder zu hören bekäme, was ihm den vergessenen Namen wieder in Erinnerung rufen könnte. Das Mädchen tat so. In der Morgendämmerung sah es den Zwerg an einem Feuer eifrig han-

tieren, und während er fleissig mit dem Kochlöffel im Topfe rührte, sang er mit fröhlichem Gesicht:

«Ich koch mir ein Kräutlein,
heut hol ich mein Bräutlein,
das nicht mehr weiss,
dass ich Senfkörnlein heiss.»

Still eilte das Mädchen davon, kam aber zur festgesetzten Mittagsstunde wieder, nannte dem Zwerg seinen Namen und war damit aus seinem Banne erlöst. Das Männlein aber verschwand laut fluchend in den Felsen.

Pfr. Burkart.

Der Angerhund

Zu gewissen Zeiten hört man in Obermumpf ein heiseres Bellen, dessen Ton das ganze Tal erfüllt. «Der Angerhund kommt, es gibt ander Wetter», murmelt dann die Grossmutter im Ofenwinkel. Dann vernimmt man auf der Strasse die Sprünge eines rennenden Tieres und schliesslich ein fernes Plätschern im Bach. Wehe dem Mädchen, das neugierig den Kopf aus dem Läufterlein streckt! Sein Kopf schwillt kürbisgross an und wird feuerrot wie ein gesottener Krebs. Das Bellen des Hundes hört man bis nach Münchwilen hinüber. Er zeigt immer Unwetter an.

Volksmund und R. II/36.

Der Wanzenschneider

Wenn vor Zeiten ein Bauer am Morgen in den Stall trat und seine Tiere alle im gleichen «Stoss», halb erwürgt vorfand, oder, wenn seinen Pferden die Mähnen ineinander geflochten waren, dann wusste er schon, wem er das wieder zu verdanken hatte, dem Wanzenschneider. Das war ein Hexenmeister, den man nicht nur in Obermumpf und Schupfart kannte, sondern den die Bauern bis weit in den Schwarzwald hinein fürchteten. Durch blosses Anhauchen machte er den kleinen Kindern Gichter, durch blosses Beschauen geschwollene Köpfe. Als Doggeli und Schrätteli beschlich er die Schlafenden im Bette und ritt sie halb zu Tode. Als rotes Mäuschen schlüpfte er jedem, der mit offenem Munde schlief, ins Herz hinunter. Wollte man die Magd früh wecken, so lag sie erstarrt da, und man musste sie allein liegen lassen, bis sie wieder erwachte und ihr der Teufel aus dem Hals gesprungen war. Freilich legte man ihm auch alles bei, was andere verschuldet haben mochten. Das Volk glaubte allgemein, dass er einst nach dem Tode zur Strafe als böser Geist herumirren müsse.

Es mögen jetzt bald zweihundert Jahre her sein, seit er gestorben ist. Als die Leute vom Begräbnis zurückkamen, sass er schon wieder hinter dem Ofen seines alten Wohnhauses und krähte die Bewohner aus ihrer

Ruhe. Er lag als schwarzer Hund auf der Küchenstiege und vertrat den armen Weibern mit der Suppenschüssel am hellen Mittag den Weg, so dass sie diese vor Schreck fallen liessen. Endlich half ein Kapuziner. Er bannte ihn in einen Kratten und versenkte ihn in den Wanzengraben, zwischen Obermumpf und Schupfart. Doch wehrte sich der Geist mit allen Listen, und der Mönch musste ihm das Zugeständnis machen, er dürfe sich alle Jahre um einen Hahnenschritt seinem Hause nähern. Zwar ist sein wüstes, zerfallenes Haus längst niedergebrannt, er aber läuft gleichwohl wieder neben dem schmalen Weg, der über den Bach führt, und zieht dort die nächtlichen Trunkenbolde ins Wasser hinab. Ja, man hat ihn schon öfters auf dem Platze, wo sein Haus stand, umherirren gesehen. Volksmund und R. II/152.

Rheinfelden

Ein Schneider befreit Rheinfelden

Wo die Not am grössten, ist gewöhnlich ein Schneider am nächsten. So war es vor Zeiten auch in Rheinfelden. Wochenlang lag der Schwed schon vor den Mauern und Wällen des Städtchens. Ständig krachten die Harkebusen, brüllten die Kanonen und surrten die Pfeile. Doch vergebens, die schwersten Kugeln prallten ab wie Schneebälle, die Festung war nicht einzunehmen. Doch ein anderer Feind nagte langsam im Innern, der Hunger. Wohl zogen die Wächter den Leibriemen immer fester an; das leere Gefühl liess sich nicht vertreiben. Damals wohnte beim Tor ein Schneider. Schon hatte er seinen Ziegenbock geschlachtet und verzehrt und betrachtete sinnend die leeren Knochen und das aufgehängte Fell. Da kam ihm ein guter Einfall. Er nahm das Fell herunter, kroch hinein und nähte es von innen kunstfertig zu. So angetan, kroch er auf die benachbarte Ringmauer, ahmte Meckern und Bewegungen des Bockes kunstfertig nach und suchte emsig nach ein paar Halmen zwischen den Scharten. So erblickte ihn die schwedische Wache. Dem Soldaten wässerte der Mund; denn längst ging es auch im schwedischen Lager schmal zu. Schon hob er die Waffe, um sich des saftigen Bratens zu versichern, als unser Schneider auch schon den Pfeffer roch und sich blitzschnell auf die innere Seite der Mauer kollern liess. Der Soldat machte bei der Ablösung von dem Vorfall Meldung. Der Wachtmeister rapportierte an den General, und dieser erklärte: «Wenn Rheinfelden noch so viel Vieh in der Stadt hat, dass der Ziegenbock noch frei herumlungern kann, so werden wir die Stadt nie erobern können.» Er liess die Belagerung aufheben und zog weiter nach Laufenburg. Zur Erinnerung an diese Tat durften in Zukunft alle Schneider zu Rheinfelden den Geissbock im Wappen führen, und eine Gasse in der Stadt heisst heute noch Geissgasse. R. II/375.

Vor mäng hundert Johre sie uf dene Berge und Hüble im Fricktal, im Solothurner- und Baselbiet zentume gar viel so hochi Schlösser und Burge gstande. Me gseht jetz nur no verrissni Mure dervo, d'Flädermüs und Nachtheuel halten ihri nächtlichi Musterig drinn. Dört hei richi, vornehmi Herre gwohnt. Und die hen denn au d'Rhifelder nit am beste möge, wils die scho do'zmole alliwil mit de Schwizere gha hen.

Sellemols het en riche Müller z'Rhifelde uf der Herremühli gwohnet, er isch selber im Stadtroth gsi und wie me seit, Burgermeister derzue. Und ebe dä hets mit däne Rittere verabredet, wie-n-er ihne d'Stadt welli verrote. Und er het eim e heilige Eid gschwore, se z'Nacht am zwölfi bim Sanct Johannstörli ine z'loh, wenn s'em e paar tuusig Gulde gäbte.

S'isch scho spot im Herbst usse gsi, vor Allerheilige zue, wo inere finstere Nacht der Sturm het solle losbreche. Kei Seel het dra denkt, alles het rueihig gschlofe. Sogar d'Wächter bim Rhitor und am Obertor hent in ihre Wachtstüblene guetherrlich g'schnarchlet. Au d'Chatze hen sie scho lang vo alle Dächere abe gmacht, händ d'Schwänzli z'säme g'ringlet und sin au iduslet. Lislig isch do der bös Müllermeister Gast ume düselet, het ei Sack um de ander dunne vor sim Hus ufbunde und het d'Sprür uf d'Strossestei sürle lo, so tief, ass me drinn het chönne wate. Got echter d'Welt z'Grund, chunt bald der jüngst Tag, as de Gizchrage si türi War eso verzettlet? Nei, wie d'Mitternacht ummen isch und und's am Turm zwölfi schlagt, so rite si zuem Rhitor ie, und so mängs Rossiese über die Sprür do ung'hört bis zum Stadtbrunne füre cho cha, so mängs tausig Gulde isch em vom Find zuegseit.

Aber die liebi Muettergottes selber hets nid wölle, dass e so ne schwarze Verrot sött g'linge. Und do isch sie uf dene Stadtmure z'rings ume gloffe und het alli Uhre vorgrichtet, eb der Gast no fertig und der Find vor em Tor parat gsi isch. Do chunt's denn em Schmiedlehrbueb im Sanct Johannesgässli so vor, as wenn scho wött der Morge a-breche, es het aemel, schints justamänt vieri gschlage. Er stoht weidli uf und will am Storchenest-Brunne go Wasser reiche für d'Schmieds-Ess. Do gseht er bi-n-ere unbegrifliche Helli z'erst d'Gass dick mit Sprür bstrait und hoch uf em Obertorturm d'Muettergottes bi der Uhr, mit ere prächtige Chrone uf em Hor und vo-me Chranz umgäh; und es isch em as gsehn-er, wie sie mit ihre eige wisse Finger der Uhrezeiger vo zwölfi uf de Morge am vieri anedreit. De Bueb gseht das, lauft gschwind zruck is Hus und weckt si Meister. Dä springt uf, macht Lärme-n-und die ganz Nochberschaft verwacht.

Ghöret ihr jetz d'Sturmglocke lüte und gsehnt er, wie d'Burger mit Spiess, Aext, Hellebarte und Sägesse z'säme springe, d'Ringmure go b'setze? Und der Find? Woner das g'seht, ass alls übere-n-isch, so isch

em s'Herz i d'Hose g'heit und er het si dervo trausst. Was meinet ihr aber, was me mit em Verräter selber agfange het? In e gross Chessi voll siedigs Oel hend's en gsetzt, dört, wo jetz im Rothus d'Fürspritze stöhn, und hen en läbendig versotte, ass Hut und Hor von-em gfahren isch. Und s'isch em gar recht gscheh.

Chum aber hends en gricht g'ha, do het d'Angst und s'Elend in der Stadt erst recht g'regiert. Denn ebe der bös Gast, wo läbig scho alles an Für und Schwert het welle usliefere, het au no sim Tod nonig ufg'hört. In der Gstalt von eme Pudel oder von ere schwarze Chatz isch er mit fürige Auge dur alli Gasse gloffe. Wer em zuefälliger Wis um en Ecken ume-n-entgege g'loffe isch, oder wer erst no der Betzit heim cho isch, de het die ganz Nacht nümme chönne bete oder schlofe; s'isch em gsi, der ganz Sunnberg lieg em ufem Herz. Doch das alls isch no lang nit gnueg gsi. Wenn i dene Winterobede, bsunders in der Adventzit, wo jeder si vorbereitet uf d'Wiehnächt, d'Burgerlüt mit ihre Chindere um de Tisch gsesse sin und Legände gläse hen oder e Rosechranz z'säme betet, so het do der Gast vo der Gass unten-uf sis grüslig G'spänstrgsicht z'eimolen dur d'Fenster dure gstosse und ie gstreckt. Und i hätt's niem grote, öppe d'Fenster ufz'tue und em noh z'schaue, wo-n-er hiegiengi; er hätti si Wunderfitz gwüss thür müesse büesse. Denn der Chopf wär em ufg'schwulle wie ne Cherneviertel, und er hät en nümme zuem Fenster ine brocht.

Mängs liebs langs Johr isch es eso gange. Do endlich het e fromme Kapuziner dä wüest Gast ine benedeit und ine bannet in e Burgunderschlegel und het en selber usetreit i de Grüttgrabe und dört am Rhi wit dusse verlochet, tief in der Erde. Aber es het de Gast halt dört au jetz no kein Rueh und lasst ander Lüten au ekeini. Wer jetzt no über sälle Grabe gumpe will, chunnt gwüss nit übere. Und alli Johr i der Wiehnächt, wenn's z'Nacht am zwölfi mit alle Glocke lütet, so chunt er allimol em Städtli um so viel nächer, as e Güggel uf eim Fuess erschrite mag, und do brüelet er derzue, ass z'ringsum der Erdbode chracht. Chunnt er emol bis zum Obertor ine, so hem-mer der jüngst Tag. Min Grossvater seliger het mer mängsmol g'seit, dä Gast sei jetze bereits scho bis zuem Rosegässli füre cho, ussevor an de Dreikünige, grad hinderem Dreifaltigkeits-Chapälleli; und do isch es numme no öppe zwaihundert Schritt in d'Stadt ine. Und wenn do d'Wallbacher oder d'Schwörstetter Schifflüt so ame chalte Winterobend still uf em Rhi durab fahre, so höre si grüslig brüele; denn mache si s'Chrütz und bete. Denn es isch der bös unruehig Gast, wo in der Oedi duss sis Fägfür no nit rächt gfunde het.

(Mundart der Stadt Rheinfelden um 1860). R. II/362.

Der Lälli

Zu jener Zeit, als die Schweden die Stadt Rheinfelden belagert hielten, bestachen sie drinnen einen reichen und gewalttätigen Bürger mit einer

grossen Summe, dass er ihnen die Festung in die Hände spiele. Dies war der Bürgermeister Gast, der da auf der Herrenmühle sass. Nachts elf Uhr öffnete er dem Feind ein Tor beim Storchennestbrunnen und liess einen um den andern leise herein, bis sich zuletzt bald eine Schwadron Schweden innerhalb der Mauern befand. Und weil er vorher die Strasse sorgfältig mit Spreuer bedeckt hatte, so vernahmen die Einwohner den Huftritt nicht und schliefen fort. Aber in jener Nacht wandelte die Mutter Gottes auf den Ringmauern und richtete alle Uhren von zwölf Uhr, zu welcher Zeit die Schweden anrücken sollten, auf morgens 4 Uhr, da die Handwerksleute aufstehen. Als mit diesem Glockenschlage die Gesellen der Knappenschmiede, die beim Storchennestturm lag, zur Werkstatt gingen, wateten sie erstaunt durch lauter Spreu. Aber sogleich bemerkten sie auch den Haufen Feinde in Pickelhauben und Brustharnischen, der still am Tore stand. Da griff ein Schmiedemeister zum grossen Hammer und rief seinen Burschen zu: «I gseh scho, ihri Hube sind nit recht gschmiedet, si händ d'Hämmer no nötig!» Nun augenblicklicher Lärm; die Bürger sprangen allenthalben herzu, und wer von den Reitern nicht entrann, wurde erschlagen. Ein anderer Teil der Einwohner eilte auf den Sammelplatz zum Rheintor hinab; mit Zorn sah man, dass hier die Fallbrücke niedergelassen war, und zog sie schnell wieder auf. Als nun hier der Feind im Dunkeln ebenso anmarschierte und statt der verhofften Brücke einen Abgrund voll strömenden Wassers vor sich fand, riefen seine ersten Reihen den nachdrängenden Kameraden zu: «Z'ruck, z'ruck!» Diese aber verstanden: «Druck, druck!» und drückten mit solcher Heftigkeit nach, dass sie ihre eigenen Leute in den Strom stürzten. Erst als sie den Rhein voll Sturmhüte schwimmen sahen, merkten sie den Irrtum und flohen.

Damit war die Gefahr abgewendet, nicht aber die Hungersnot. Das Korn im Felde hatte man unreif schneiden müssen, um nur dem Feinde zuvorzukommen. Es soll gar sieben Jahre lang in der Gegend kein Pflug mehr gegangen sein. Als man die Spreu, welche den schwedischen Reitern gestreut gewesen war, von der Gasse in den Rhein warf, fischten die ebenfalls hungernden Schweden sie für Weizen auf und wurden um so lüsterner nach den grossen Vorräten, welche sie in der Stadt vermuteten. Dies brachte die Bürger auf eine List. Sie hatten nur noch eine Kuh und ein Viertel Korn im Orte. Das Tier war schon so abgemagert, dass sich daran das noch übliche Sprichwort knüpfen soll: «Driluege wie d'Chueh im Schwedechrieg». Sie gaben ihr das Viertel Korn zu fressen, umwickelten ihr das eine Horn mit einer Flachsriste und das andere mit einem Zettel, auf dem geschrieben stand:

«So ring, as deisi Chueh lehrt spinne,
Wird der Schwed Rhifelde g'winne».

So jagte man die Kuh zum Tor hinaus. Als sie der Feind schlachtete, fand er verwundert die Menge Frucht in ihrem Magen; er meinte also diesen Ort nicht aushungern zu können und zog gegen das Nachbarstädtchen Laufenburg ab.

Alle Rheinfelder aber waren überzeugt, dass der misslungene Handstreich gegen das Städtchen von einem der Ihrigen herrühren müsse. Sobald nun der Feind fort war, versammelten sich Rat und Zünfte und hielten Umfrage, welche Strafe den Verräter treffen müsse, wenn man ihn je entdecken würde. Bürgermeister Gast hatte hier zuerst seine Stimme abzugeben und suchte nun den Verdacht dadurch von sich abzuwenden, dass er sogleich das höchste Strafmass beantragte:

«Mä söttä z'Rieme verschnide und im Oel versüde.»

Man nahm ihn bei seinem eigenen Worte und zwang ihn, sein Verbrechen eidlich zu bekennen. Er sollte also in einem Kessel siedenden Oels getötet werden. Es brauchte noch Zeit, bis man soviel Oel in der Nachbarschaft aufgebracht hatte; denn gar viele Dinge hatte die Kriegszeit weggezehrt. Endlich ward Gast in den Kessel geworfen und gesotten. Als von anderthalb Saum kein Tropfen mehr übrig war, sprang ein schwarzer Hund aus dem Kessel hervor und eilte davon. Nun ging eine neue Not im Städtchen an. Der Böse trieb sich als Schimmel um oder biss als Hund die Herden auseinander, auf der Strasse wälzte er sich den Leuten als Mehlsack zwischen die Beine, und nach Betzeitläuten erkletterte er die Ringmauer, schaute den Leuten im oberen Stockwerk ins Fenster und verhöhnte sie durch Herausstrecken der Zunge (Lälle). Daher bekam er auch den Namen Lälli. Streckte einer nach dem Läuten der Torglocke noch den Kopf neugierig zum Fenster hinaus, der brachte ihn gewiss nicht anders als wie ein Malter geschwollen wieder zurück. Und immer pflegte der Geist bei solchem Unfug drohend zu rufen: «Ich will's euch entgelten!» Ein Pater musste ihn endlich in eine Glasflasche bannen. Man verstopfte sie und brachte sie in den Grütgraben, einer Wüstung am Rheinufer, die eine halbe Stunde von der Stadt entfernt ist. Vorher aber musste man eine förmliche Uebereinkunft mit dem Unhold abschliessen, und der gespenstige Hund unterschrieb sie mit der Pfote. Von seinem Kiesgraben gegenüber Beuggen darf er sich der Stadt jährlich um einen Hahnenschritt nähern; alle dreissig Jahre aber wird er mit sämtlichen Glocken der Stadt um dreissig Mannschritte zurückgeläutet. Gleichwohl ist er jetzt schon bei der Dreiftaltigkeitskapelle angelangt, andere sagen sogar, schon im Rosengässli, nahe beim Wirtshaus zu den drei Königen. Ist er einmal wieder im Tore, so bringt ihn kein Kapuziner und kein Jesuit mehr hinaus.

Am Tage kann man ihn sehen, wie er im Graben liegt, zusammengeschrumpft im Weingeistfläschchen. Ein unwissender Hirtenjunge öffnete es einmal, da brach eine ganze Herde Schweine daraus hervor und jagte

seine eigene in die Flucht. Nachts fliegt er als Strohgarbe von einem Grabenende zum andern; auf seiner Bahn lässt er Geld fallen, es ist aber nichts als Trug und Schein. Gar manche Bewohner des rechten Rheinufers lassen sich heute noch ihre Furcht vor dem Gast nicht nehmen; sie schläfern mit seinem Namen sogar ihre unruhigen Kinder ein, und will man diesen eine Ungebühr verweisen, so sagt man etwa: «Du wüeste Gast!» Wenn die Schiffer aus dem Schwarzwald früher zwischen Weihnachten und Neujahr den Rhein hinabfuhren und von der Schweizerseite her das Krachen des Eises hörten, so sagten sie: «Der Gast brüllt wieder». R. II/204.

Die zwölf Rheinfelder Ratsherren um Weihnachten

Im vierzehnten Jahrhundert drang der schwarze Tod auch in das oberrheinische Gebiet ein. Er grassierte schrecklich in Basel, wo man 1348 14000 Leichen zählte; seitdem ist der Tod von Basel sprichwörtlich geblieben. Die Seuche wütete bald auch im benachbarten Rheinfelden. Da fand sich kein Totengräber mehr, die Leichen lagen unbeerdigt vor den Häusern auf der Strasse und verpesteten die Luft noch mehr. Alles starb hin bis auf zwölf alte Männer. Diesen sang ein Vögelein vom Himmel herab von Heilkräutern; solche pflückten sie und erhielten sich damit am Leben. Dann einten sie sich zu einer Totenbruderschaft, pflegten die verlassenen Kranken und bestatteten die Toten. Diese Verbrüderung besteht heute noch. An dem Tage, wo jenes Vögelein erschien, müssen nun alljährlich zwölf Ratsherren oder auch sonst hiefür bestimmte Männer den Morgen in der Stadtkirche zubringen. Nachmittags ziehen sie zu einem gemeinsamen Mahle in ein Haus, das man für das älteste der Stadt hält. Es soll aus Heidenzeiten stammen und ein Schatz darin verborgen liegen. Zu Weihnachten um Mitternacht halten sie dann in langen Mänteln und Laternen tragend einen Umzug und singen an den Hauptbrunnen erst das vorlutherische Lied «Der Tag, der ist so freudenreich aller Kreatur», sodann aber nachfolgendes Lied:

In der heiligen Weihnachtsnacht
Ist uns ein Kindlein geboren,
Von Gott dem Vater wohl bedacht,
Denn er hat's auserkoren;
Es wurde geboren und das ist wahr,
Gott geb Euch allen ein gutes Jahr.
Maria hat Kummer erfahren;
Maria, du sollst ohne Sorgen sein,
Der Josef lässt dich nicht allein,
Gott wird das Kindelein bewahren.

Da es war am achten Tag,
Das Kindelein wurde beschnitten,
Vergoss sein heilig Blut darnach
Nach alten jüdischen Sitten.
Es wurde beschnitten und das ist wahr,
Gott gebe Euch allen ein gutes neues Jahr.
Maria hat Kummer erfahren,
Maria, du sollst ohne Sorgen sein,
Der Joseph lässt dich nicht allein,
Gott wird das Kindelein bewahren.

Als es war am zwölften Tag,
Drei Könige kamen geritten,
Sie brachten dem Kindelein das Opfer dar,
Nach alten jüdischen Sitten,
Gold, Weihrauch, Myrrhen brachten sie dar,
Gott geb Euch allen ein gutes neues Jahr.
Maria hat Kummer erfahren,
Maria, du sollst ohne Sorgen sein,
Der Joseph lässt dich nicht allein,
Gott wird das Kindelein bewahren.

Gott Vater auf dem höchsten Thron,
Sollen wir billig loben,
Es hat uns der heilige Sebastian
Seine Gnade nicht entzogen;
Er ist uns gnädig und das ist wahr,
Gott geb Euch allen ein gutes neues Jahr
Und schütz Euch in Gefahren,
Er geb Euch Frieden und Einigkeit,
Gesundheit und Genügsamkeit,
Und woll Euch vor Uebel bewahren. R.

Magden

Die Gleichaufshöhle

Zwischen Magden und Maisprach, an der Kantonsgrenze, liegt die sogenannte Gleichaufshöhle. Sie hat ihren Namen von einem ehemaligen Schaffner des Stiftes Olsberg. Dieser war ein Betrüger, und sein Geist spukt heute noch an dem verrufenen Ort. Vor Gericht erklärte er den Bauern: «Es geht alles gleich auf; was ihr da auf der einen Seite zu wenig habt, kommt uns auf der andern zu gut. Es geht alles gleich auf!»

Er bestach auch die Richter, bestritt die Aussagen der gegnerischen Zeugen, und so verloren die Magdener den ganzen Waldberg, der dann dem Klosterstifte zugesprochen wurde. Es half ihm aber nicht lange. Das Stift wurde aufgehoben und der Wald gehört heute zum Hofe Iglingen. Was aus dem Gleichauf geworden ist, hat ein Mähder einst gesehen, der nachts im hellen Mondschein von seiner Wiese nach Iglingen heimging. Oben, vom sogenannten Herrlichkeitssteine her, kam unter starkem Lärm ein doppelter Fuchs den Wald herab. Mit feurigen Augen lief er heulend allen Marken und Rainen nach, von einem Grenzstein zum andern, und strich im Dampfe wieder seiner Höhle zu. Das ist der diebische Klosterschaffner, und so muss er jede Mitternacht seinen Grenzfrevel ablaufen.

Volksmund und R. II/102.

Bergmännchen auf der Haglestä

Am Fusse der Haglestä ist eine Höhle, in der vor Zeiten Erdmännchen hausten. Nachts kamen sie den Bach herunter und machten den Leuten in der alten Mühle ihre Besuche. Da brachten sie dann Kunkeln mit und spannen um die Wette. Wenn es Mitternacht wurde, hörten sie auf und gingen heim. Hatte man auch die Uhr gestellt, dass man den Schlag nicht hören sollte, so waren sie zur bestimmten Stunde doch verschwunden. Besonders gegen die Kinder taten sie freundlich und schenkten ihnen manchen Edelstein, den man noch lange nachher bewahrt oder um hohes Geld verkauft hat.

Ein armer Taglöhner arbeitete einst noch spät abends auf dem Felde, wenige hundert Schritte vom Dorfe entfernt. Da sah er ein Erdmännchen, schwebend wie ein Sommervogel, über die Höhe herunterkommen und sich bei ihm niederlassen. Es grüsste artig und suchte ihm eine Schürze voll Kohlen aufzunötigen. Der Mann konnte nicht begreifen, was ihm das eitle Zeug nützen sollte, und war schon viel zu arbeitsmüde, um sich darüber in einen Disput einzulassen. Endlich, da das Erdmännchen mit Zureden nicht nachliess, nahm er ihm doch aus Gutmütigkeit ein Kohlenstück aus der Schürze und steckte es ein. Das Bergmännchen ging nun wieder weiter, aber es dünkte den Mann, es sehe nicht mehr so zufrieden aus wie vorher. Als der Tauner am folgenden Morgen sich ankleidete, fühlte er noch das Kohlenstück in seiner Tasche stecken und wollte es wegwerfen. Aber wie erstaunte er, als er statt dessen ein ebenso grosses Goldstück herauszog. Jetzt verstand er die gestrige Dringlichkeit des Wohltäters. Gleichwohl ist er nachher ein reicher Mann geworden.

Eine Frau aus Magden ging einst zu den Erdleuten auf Besuch. Sie wurde freundlich aufgenommen und bewirtet. Beim Abschied schenkten ihr die Männchen eine Schürze voll Laub. Erzürnt über die geringe

Gabe warf sie diese ausserhalb des Waldes weg. Als sie nach Hause kam, bemerkte sie noch einige Blättchen am Schürzenrand hängen. Als sie diese mit der Hand auch noch abstreifen wollte, verwandelten sie sich in eitel Gold. Nun kehrte sie freilich schleunigst um, konnte aber die weggeworfenen Blätter nicht mehr finden. Aber auch die kleinen Wohltäter blieben seither verschwunden.

Die Männchen waren Meister im Backen von Kuchen und Torten, und oft fand der Bauer am Morgen auf seinem Acker die schönste Rahmtorte oder die grösste Zwiebelwähe herrlich duftend liegen. Ein vierzehnjähriger Knabe geriet einst beim Holzfällen durch Zufall in die Nähe jener Höhle und wurde dort mit Rahmwähen, Butterschnitten und Kuchen aufs allerbeste bewirtet. Einige Zeit später kam ein anderer Knabe in jenes Revier und immer war ihm, als ob ihm da ein Geruch von Backwerk in die Nase stiege. Gleich fand er auch einen Eierkuchen, der so breit wie der ganze Baumstamm war, auf dem er wie auf einem Teller hergerichtet lag. Aus Hunger riss der Bube den Fladen in zwei Stücke, und in dem Augenblicke standen die Männchen vor ihm, nahmen ihn mit in ihre Höhle hinauf, zeigten ihm alle künstlichen Gewölbe und setzten ihm ganze Trachten der allerbesten Speisen vor. Weil er sehr ermüdet war, schlief er schnell bei ihnen ein. Am Morgen lag er zu Hause in seinem Kämmerlein, seine Waldaxt aber neben ihm im Bette, in einen gewaltigen Laib Brot geschlagen. Als er den Laib anschnitt, fiel eine solche Zahl Goldstücke heraus, dass er einer der vermöglichsten Männer in der Gemeinde wurde. So taten die Zwerge mancherlei Gutes, bis die Neugier der Leute sie vertrieb. Denn die Müllerin wollte schon lange gern wissen, ob diese Männchen Füsse hätten oder nicht, und hatte ihnen in der Spinnstube Asche unter Tisch und Bank gestreut. Sie merkten der Verrat und verschwanden unter dem Rufe: «Lauf, Küngi, lauf, die Welt ist falsch und taub».

Volksmund und R. II/277.

Die Wachletä-Jungfern

In den langen Hungerjahren des Schwedenkrieges sass einmal ein Köhler vor seinem Meiler im Wald und überlegte, wohin er entlaufen solle. «Das Dörfchen Magden drunten brennt, wozu da noch Kohlen brennen!» meinte er; «so wenig der Steinhügel da zu Gold wird, so wenig wird mich meine saure Arbeit vor dem Verhungern retten.»

Während er so redete, klangen auf einmal aus der Tiefe des Hügels, auf dem er sass, sonderbare Töne herauf, und noch hatte er sich nicht recht besonnen, als drei schneeweisse Jungfrauen vor ihm standen oder eigentlich um den Kohlenhaufen herumschwebten, ohne dass ein schwarzes Stäubchen an ihren prächtigen Mänteln hängen blieb. Sie hatten

Blumen in den Haaren und goldene Stäbchen in der Hand. Die eine deutete damit auf die Spitze des Felsens, und sogleich öffnete sich dieser sanft zu einem grossen Gang. Da hinab führten sie den Kohlenbrenner in einen weiten Saal mit goldener Wand und boten ihm den Schlüssel an, mit dem er die Schatztruhen, die rings umherstanden, öffnen sollte. Der arme Mann wusste nicht, wie ihm geschah; halb aus herzlicher Verwunderung, halb aus christlicher Seelenangst fing er an zu schreien: «Alle guten Geister . . .!» und im Hui fühlte er sich nach oben gewirbelt und in die Sonne hinausgeworfen, unter die alten Eichen des Hügels, während ein bitteres Jammern und Wehklagen aus dem Boden erscholl. Diese Waldgegend heisst noch heute der Jungferngraben, und noch hört man dort singende Mädchen, aber auch Hundegebell und Pferdegewieher.

Andere Erzähler versetzen den Schauplatz der Begebenheiten in die Gegend des Dorfbannes Magden, welche man Wachletä nennt. Auf der Hochebene gegenüber dem Steinbruch des Dorfes, welche sich bis nach Augst hinunter erstreckt, zieht sich eine muldenartige Vertiefung fort, wo früher zwischen Saarweiden die Wachteln gerne hausten. Hier lebten die singenden Wachletä-Jungfern, und auf dieser Höhe soll auch unser Kohlenbrenner gelebt haben. Eines Nachts lag er schlaflos auf seinem Laubsack. Eben hatte es vom Kirchturm eins geschlagen, da fing es draussen vor seinem Fenster zu niesen an. «Helf dir Gott», sprach er. «Helf dir Gott!» und so sagte er wohl dreissigmal, ohne dass das Niesen draussen aufhörte. «Hilft dir Gott nicht», rief er zuletzt unwillig, «so soll's der Teufel». Da hörte es auf. Aber nun erfüllte Donnern und Krachen, Tosen und Schnauben den Wald bis am Morgen. Als sich nun der Mann in der Frühe schlaftrunken vor das Haus machte, staunte er nicht wenig, denn sein ganzer Meiler war bis auf einen Korb Kohlen in den Erdboden versunken. An der Stelle aber sprudelte munter eine reichliche Quelle hervor. Wäre er kein Narr gewesen, so hätte er den Korb Kohlen hübsch ins Haus hineingetragen; so aber warf er ihn voller Zorn ins Wasser. Die Quelle fliesst heute noch, aber kein Mensch würde davon trinken, denn der mächtigste Kropf würde alsbald seinen Hals schmükken. Diese Kohlen stammten von den Jungfrauen und wären zu Gold geworden, wenn sie der Köhler behalten hätte. Seither verschwanden sie. Mit ihnen ist auch der Esel verschwunden, der nichts frass und doch alle Morgen einen Korb voll Goldstücke legte.

Später kam einmal ein junger Mann um Mitternacht durch diese Gegend. Er sollte in aller Eile den Arzt in Rheinfelden holen, denn sein Vater war schwer krank. Am grossen Steinbruch wünschten ihm drei Mädchen gute Nacht, und als er, trotz seiner Atemlosigkeit freundlich darauf dankte, schwebten sie wie Vögel über den Talbach dem Waldberge zu. Der kranke Vater aber war bei seiner Heimkehr schon wieder gesund. Als einige Zeit später ein Bauer mit seinem vierjährigen Söhn-

lein hier vorbeiging, kam ihm beim Steinbruch plötzlich sein Kind aus den Augen. Auf sein wiederholtes Rufen gab es ihm endlich weit drüben vom Bach her Antwort, und als er dorthin eilte, sah er, wie sein Büblein bereits Schuhe und Strümpfe ausgezogen hatte, um durchs Wasser hinüberzuwaten. «Was machst du denn? Wohin denn?» fragte der Vater. «Ich kann nicht anders», erwiderte das Kind, «die weisse Frau hat mir gewunken, ich muss ihr nach». Jetzt erinnerte sich der Bauer wieder der unheimlichen Dinge, die er von dieser Gegend im Dorfe gehört hatte. Er fasste das Kind bei der Hand und eilte heimzu.

Volksmund und R. I/283.

Däschlikon und die G'segnet Eich

Vor vielen hundert Jahren stand in der Nähe des Talhofes ein Dörflein, genannt Däschlikon. Zu Zeiten der Not holzten die Bewohner einmal den ganzen Halmet ab und liessen nur eine grosse Eiche übrig. Im darauffolgenden Sommer hagelte und stürmte es wie noch nie. Eines Tages schwemmte ein starker Regenguss eine mächtige Erdscholle von der Höhe herunter. Diese bedeckte das ganze Dörflein. Alle Häuser und der Grossteil der Bewohner versanken in Schutt und Wasser. Heute findet man keine Spur mehr von der Ansiedlung. Damals stand ausserhalb der alten Mühle ein kleines Haus. Dort lag eine kranke Frau im Bett, und ihr kleines Mädchen sass gerade am Tisch, als das Unglück hereinbrach. Beide verschwanden mitsamt dem Häuschen.

Die Bewohner, die sich hatten retten können, siedelten sich später dort an, wo heute Magden steht. Sie weihten die stehengebliebene Eiche, und der Pfarrer segnete sie. In die Rinde schnitt man drei Kreuze und eine Hostie und legte alles mit gesegneten Kräutern aus. Alle Jahre hielt man eine Prozession mit Kreuz und Fahne hinauf zu der g'segneten Eich. Seither ist Magden von schweren Gewittern verschont geblieben. Die Eiche aber steht heute noch als mächtiges Wahrzeichen droben auf dem Halmet.

Volksmund und Pf. B.

Das untergegange Dorf Oeflingen

Zwischen Rheinfelden und Magden stand vor Zeiten ein Dörflein, es hiess Oeflingen. Heute ist es spurlos verschwunden. Das kam so: Eine mächtige Feuersbrunst äscherte in einer wilden Sturmnacht alles ein. Fast alle Bewohner kamen in den Flammen um. Nur drei Frauen konnten sich retten. Diese waren sehr reich; denn ihnen gehörte der ganze Steppberg. Aber trotzdem hatten die drei Frauen kein Stück Brot mehr zu essen. In ihrer Not wandten sie sich nach Magden und baten um Aufnahme. Gerne hätten sie die Magdener aufgenommen; doch sie hatten gerade

selber eine Hungersnot und selber nichts zu beissen. Traurig zogen die Frauen wieder ab und klopften ans Tor der Stadt Rheinfelden. Freundlich wurden sie dort aufgenommen und mit Lebensmitteln versorgt. Sie blieben in der Folge dort und schenkten aus Dankbarkeit der Stadt den ganzen Steppberg. Volksmund und Pf. B.

Vom Bau der Kirche

Die Magdener hatten vor Zeiten keine eigene Kirche. Als sie eine solche bauen wollten, hielten sie eine Gemeindeversammlung ab, um den Ort zu bestimmen, wo man sie zu errichten wünschte. Die Meinungen gingen aber stark auseinander. Die einen wollten sie auf den Berg hinauf bauen, andere hätten sie gern dort gehabt, wo heute das Dreschhaus steht, dritte aber zogen den Sägeplatz vor. Schliesslich einigte man sich auf den letzteren Platz. Eines schönen Tages schlug man Holz und brachte es auf den Sägeplatz. Doch wie erstaunte man, als man am andern Morgen alle Balken auf dem Berg droben schön aufgeschichtet vorfand. In der Nacht waren die Erdmännchen erschienen und hatten das Holz leise dorthin getragen. So baute man die Kirche auf dem Berg, wo sie heute noch steht. Volksmund.

Augst

Die Römerjungfrau

In der Gegend des Feldes Neuntürnen, wo Ruinen des römischen Amphitheaters liegen, im Landgut Spitzmatt, wurde früher häufig die Römerjungfrau gesehen. In weissen Kleidern hütet sie dort Kisten Goldes. Sie winkt dem Vorübergehenden und wäscht dabei im nahen Ergolzbache die Hände, bis das Blut heraustritt. Als aber einmal ein Unerschrockener zu ihr trat, spie sie Feuer und Flammen. R. I/250.

Die Schlangenjungfrau zu Kaiseraugst

Sie wohnt in einem Berge, dessen Eingang nur ein Unschuldiger findet. Sie ist oben Mensch und unten Wurm. Wer sie dreimal küsst, hat sie erlöst, und der dort verborgene Schatz ist sein eigen.

In den römischen Trümmern zu Baselaugst trifft man am Karfreitag zwei schwarze Geister, die den Neugierigen dort in die Irre führen, bis ein dritter weisser dazukommt und ihm wieder den Ausweg aus dem unterirdischen Gange zeigt.

Als die kaiserlichen Truppen 1814 im Fricktal im Quartier lagen, hatten zwei Soldaten von einem Zauberkünstler den Ort erfahren, wo

der Römerschatz vergraben liegt und wie dieser zu heben sei. An einem Freitag um Mitternacht begaben sie sich mit Osterkerzen und anderen geweihten Schutzmitteln in das Gewölbe und streuten behutsam Spreuer hinter sich her, um den Rückweg sicher zu finden. Eine Eisentüre öffnete sich auf ihr Anklopfen, und eine Jungfrau, die unten in einem Schlangenleib endigte, wies sie zu einer Truhe, von welcher zwei mächtige Hunde mit Feueraugen herabbellten. Der Deckel sprang auf, und die beiden konnten sich Geld nehmen, soviel sie wollten. Schon waren sie wieder vor der Höhle, als der eine der Soldaten gewahrte, dass er drinnen sein Seitengewehr hatte liegen lassen. Trotz der Vorstellungen des Kameraden ging er sogleich zurück, um es zu holen. Er ist nie wieder zum Vorschein gekommen. R. I/250.

Schneider Lienimann im Augster Heidenloch

(Magiologia durch Philonem. Augustae Rauracorum 1675. S. 860)

Die bekannte und von vielen Historieschreibern angezogene Histori eines einfeltigen stammelnden Schnyders von Basel, namens Leonhard, sonsten Lienimann genannt, wollen wir allhier auch beysetzen uns nicht verdriessen lassen. Martinus del Rio, Majolus und Schottius meldete von diesem, auß Johann Stumpffen Schweizercronik, dass derselbe umb das Jahr Christi 1520 zu Augst ob Basel in den daselbst sich befindenden gewelbten Gang under der Erden hinein und in demselben viel weiter als jemahls einem Menschen müglich gewesen fortgegangen. Da er dann von wunderlichen Dingen, die ihme begegnet, zu reden gwüßt und gesagt: er habe ein geweyhet Wachsliecht angezündet und sey damit in die Höle hinein. Erstlich habe er eine eiserne Pforten angetroffen, und darnach auß einem Gewelb ins andere, endtlich durch gar schöne lustig grünende Gärten gehen müssen. In der Mitten sei ein herrlich und wohlgebawtes Schloss oder Fürstenhof gestanden, in welchem ein gar schöne Jungfrau mit menschlichem Leib biß under den Nabel gewesen, welche auf ihrem Haupte eine Kron getragen und ihre Haar fliegen lassen. Under dem Nabel habe sie wie eine grewliche Schlang aussgesehen, sie habe ihn bei der Hand genommen, zu einem eisernen Kasten geführt, auf welchem zween schwartze bellende Hunde gelegen, für welchen niemand zu den Kasten gehen dörffen; die Jungfraw aber habe dieselbigen also gestillet, dass er ohn alle hindernuß hinzu gehen können. Nach diesem habe sie ein bundt Schlüssel, die sie am Halß getragen, abgenommen, den kasten aufgeschlossen, allerley guldene, silberne und andere Münzen darauß genommen, von welchem sie Ihme auß sonderbarer Freygebigkeit ziemlich viel geschenkt, welche er auch mit sich aus der klufft gebracht, wie er dann dieselbigen gewiesen und sehen lassen. Die Jungfrau hat ihm gesagt, sie wäre aus königlichem Stamm gebohren und in ein solches ungehewr

verflucht worden, sie hätte auch keine andere Hoffnung erlöset zu werden, als wenn sie von einem Jüngling, der seiner Jungfrawschaft halben unverletzt were, dreymal geküsset wurde; alsdann wurde sie jhre vorige form und gestalt wiederumb erlangen; und wollte sie hingegen zur Dankbarkeit den ganzen selbiger Orten verborgenen Schaz dem, der sie erlößte, geben und uberantworten. Er sagte auch, er hette die Jungffraw allbereit zweymahl geküsst, darüber sie sich beydemahl, für großer Frewde und gefaßten Hoffnung der Befreyung von dem über ihro schwebenden Fluch, mit so grewlichen geberden erzeigt, dass er sich geförchtet, sie wurde jhn lebendig zerreissen. Entzwischen habe sich begeben, daß jhne etliche seiner Gespanen mit sich in ein Frawenhaus genommen, in deme er sich mit einem Weib solcher weise vertrabet, als nachgends er den Eingang dieser Klufft nicht mehr finden, viel weniger in dieselbe wiederumb hineinkommen können: welches er zum offternmahl mit weinen geklagt. Ist alles anders nichts, als ein lauteres Gespenst und Teufelsbetrug gewesen. Jedoch ist die auß dieser Klufft gebrachte und vielen Burschen gewiesene Münz eine gnugsams Anzeigung, daß in denselbigen Gängen und Gewelben under der Erden grosse Schätz verborgen ligen, welche von den Geizteufeln besessen und verwahrt werden. R. I/251.

Olsberg

Fünf Finger im Klosterportale zu Olsberg

Graf Chadeloch, der Gründer des Klosters, hatte seine Stiftung reichlich begabt, und seine frommen Nachkommen vergrösserten noch seine Schenkungen. Man sagt, des Stiftes Besitztümer hätten einst bis nach Strassburg hinab gereicht. Damit wuchs mit der Zeit auch der weltliche Sinn in seinem Innern. Im Kloster gab es bald lauter Spiel und Vakanztage. Der Basler Bischof beschloss schliesslich, solchem Treiben Einhalt zu tun und schickte einen Abgesandten ins Stift, der es zu den Regeln der strikten Clausur zurückführen sollte. Allein man hatte das Gehorchen verlernt, man wollte nichts mehr vom Bischof mit allen seinen Gesandten wissen. Der ganze Konvent stellte sich daher im Chore der Kirche auf und eröffnete dem unwillkommenen Boten, dass man einmütig den Beschluss gefasst habe, jeden ferneren Ueberbringer solch unliebsamer Aufträge an dieser Stelle totbeissen und -kratzen zu wollen. Der fromme Mann bekreuzte sich und ging. Aber beim Austritt aus dem entheiligten Gotteshaus drückte er seine Hand tief in den linken Torstein, als wäre er weiches Wachs, und rief zu den Nonnen zurückgewendet mit prophetischem Schmerze:

Nie ist Olsberg ohne Brot,
Aber niemals ohne Not.

Die Spur dieser mit ihren fünf Fingern ins Tor gedrückten Priesterhand war noch bis zu den Zeiten zu sehen, da die Schwaben ins Land fielen, und da die Bauern im Bauernkrieg die Schlösser und Klöster wegbrannten. Nach R. II/280.

Der Brunnen in Olsberg

Vor langen Zeiten herrschte einmal in Olsberg grosser Wassermangel, so dass Menschen und Tiere an Krankheiten zu Grunde gingen. Um das Uebel abzuwenden, liess man täglich Busspredigten und öffentliche Gebete abhalten. Während so einmal ein Kaplan am Klosteraltar die Messe las, liess sich plötzlich lautes Rauschen und Sprudeln um ihn vernehmen; die Ministranten eilten betroffen hinter den Altar, als den Ort, woher jener Lärm kam, und sahen mit grosser Freude, wie ein vorher nie dagewesenes Loch im Kirchenboden voll Wasser anquoll. Man traf sogleich Anstalten, die Quelle zu sammeln, und leitete sie so gut, dass seither die Olsberger gegen ähnliche Not geschützt blieben. Jenes Loch unter dem Altar der Kirche war noch lange zu sehen, und nicht weit davon ist des frommen Mannes Grab. R. I/29.

Das Reiterspiel auf dem Geisspitz

Zwischen dem Dörfchen Nusshof und Olsberg liegt ein abgeplatteter, tannenbewachsener Berg, Geisspitz geheissen, auf dem noch im vorigen Jahrhundert Ueberreste der Burg Geisseck zu sehen waren. Noch steht in kleiner Entfernung davon des Grafen unansehnliche Kapelle, die der Bauer im nahen Pechholz als Holzschopf benutzt. Die Ueberreste der Burg sind keinem recht bekannt, doch ist gewiss, dass noch Kellergewölbe vorhanden sind; in diesen suchten früher oft umherziehende Kessel- und Wannenflicker, Lumpensammler und anderes umherziehendes Volk den Winter durch Unterschlupf. Geht man nachts über diese Ebene, welche das Reiterspiel heisst, so sieht man, wie der Graf von Geisseck vom Berg herunterreitet und seine Reitergeschwader ordnet. Nun geht es an ein Turnieren, die Rosse scheuen und bäumen sich, die Ritter heben sich aus dem Sattel, andere sitzen ab und fechten zu Fuss. Aber auch am hellen Mittag wollen alte und erfahrene Leute diesen Waffenübungen schon zugesehen und deutlich den Grafen von Geisseck erkannt haben, wie sie ihn schon auf alten Bildern gesehen hatten, während andere behaupten, es seien Berner, die hier im Schwabenkriege fielen und noch für die Verwüstung büssen müssten, mit der sie damals das Fricktal heimgesucht. R. I/191.

Geschichtliche Sagen

Graf Hirmiger besiegt die Ungarn

Im zehnten Jahrhundert überschwemmte das wilde Reitervolk der Ungarn fast Jahr für Jahr die deutschen Lande. So kamen sie auch an den Rhein. Nachdem sie St. Gallen und Reichenau geplündert, lagerten sie sich vor dem damals auf einer Rheininsel gelegenen Kloster Säckingen. Da sie keine Fahrzeuge hatten, gelang es ihnen vorderhand nicht, hinüber zu kommen.

Damals herrschte im Frickgau Graf Hirmiger. Auf dem sog. Herrenrain gegenüber der heutigen Dorfkirche in Schupfart soll seine Burg gestanden haben. In aller Stille liess er die Fricktalerbauern aufbieten. In der Gegend von Hermenstal war der Sammelpunkt, und von dort brach er mit den Seinigen durch das «Burstel» hervor. Es war Nacht, und alles im feindlichen Lager schlief. Beim Vorrücken liess der Graf die brennenden Fackeln in irdenen Krügen und Töpfen verbergen und diese dann vor den hunnischen Zelten unter gewaltigem Kriegsgeschrei plötzlich zerschlagen. Das Geklirr und Gekessel der zersplitternden Gefässe, die plötzlich erleuchtete Nacht, das irre Fackellicht in aberhundert erhobenen Händen trieb den erschreckten Feind, der sich einem gewaltigen Heer gegenüber vermutete, in eilige Flucht. Von diesem Geräusche wurde die ganze Gegend später die Rüschelen geheissen. Ein Teil der Fliehenden ward in den Rhein gesprengt, ein anderer stromabwärts verfolgt. Noch in Rheinfelden versuchte sich ein Haufe festzusetzen, aber auch hier warf sie Graf Hirmiger hinaus, und das Tor, durch welches sie entrannen, hiess davon früher Hermännlistor, nun aber Fuchsloch.

Nach R. II/252.

Hunnenschlacht und Gründung des Klosters Olsberg
(Aus Sebast. Münster Cosmographey, Basel 1567 pa. 585)

Alß die Hewnen Teütschland überfallen, den Bodensee, auch den Rheinstrom gantz verwüstet hatten, Sant Gallen Closter geplündert, die Reychenaw angegriffen und Seckingen belägert: doselbst theilten sie sich, schickten den einen hauffen über den Rhein, der Meinung, gegen den Schwartzwald zu wäre leichter zu prucken und zu stürmen. Doch bleib jhren der meistetheil auff diser seiten des wassers ligen. Nun sass damals in dem Aaragaw, das ist jetz in dem Sißgöw ein Grave mit namen Chadeloch. Der hatt auch von dem Röm. Keyser innen zu lehen und zu verwalten das Fricktal; darinnen hatt er ein statthalter, Hirmiger genannt. Den mahnet er auff, und dieweil er selb ein verrümpter kriegßmann, versammlet er bald ein volck im land, und schickt jm auch grave Chadeloch die besten, so er gehaben mocht, die Ungern anzugreiffen. Hirmiger hat

der schantz acht und verkundtschafft, wie das etliche der Ungern dem Rhein herab streifften, da auff beüt vnd fütterung zugen, schier bis gen Mehly und Rheinfelden ruckten, im willen die thalg'lend doselbst auszuplündern. Des erwartete er einer nacht, das si sich abermahls außgelassen und im läger emlößt. Dem Graven gab er etlich wenig volks zu, der solt ein halt stecken ob der höhe des bergs, so noch zwischen dem Closter und Rheinfelden am höchsten und bis gen Eicken hinauf zeucht. Derselbig stellt sich rottenweiß nacheinander auf die höhe, mit dem befelch, dass auf angehende Kreyden (Chrie) jede ein gross feüwr mächte und «Christoeleiß» schreiend. Dann die alte griechische wörter Kyrie eleyson, Christe eleyson seind so ausgesprochen und gemeinlich yr Kreyden gewesen. Wo das getrösch wider die Ungläubigen angegangen, ermeint man und sicht schier der wahrheit gleich, diser berg heisse noch doselbst här an etlichen orten Reuschlinsberg (Rüschleten), von dem Geräusch und getöß, so do fürgangen; an etlichen orten auch Hirmingersberg, oder Hirmlinsberg.

Nun Hirmiger griff oben an, überfiel die Hewnen im läger. Was jenseits Rheins war und den lermen hört, mocht doch nit herüber kommen, sie schossen mit flitschen, warfen mit schlingen, heulten wie das vieh, aber sie mussten sehen und hören, das die jhren litten. Was auf der fütterung und peuth war, das war do auch geschlagen. Dann Grave Cadeloch, der ließ überall sein zugerüste wällenhaufen anzünden: das gab ein schein vieler haufen volcks, also das do nichts was, dann fliehen von den Hewnen, in den Rhein sprengen, überschwimmen, doch mochten jr wenig zusammen kommen, sie wurden an allen orthen getrennet, in summa erschlagen. Der raub so do die Hewnen überal zusammen gesacket, erlangte do der Grave und Hirmiger, dieselbe peuth vergabten sie zum theil an das Closter Seckingen. Und dieweil der Grave anfangs gelobet, er wolte der enden etwo ein gottshauß in der ehr Christi stiften, also ward auch das gut zu demselbigen ort eins teils neben sich gelegt. Dieweil aber nach abgang Arnolphi des Keysere und seines suns Ludovici in teütschen landen stäts grosse spaltung und krieg, die Capetischen stäts mit den Carolinern sich zancktend und sie verjagten auß Gallien, also dass die Caroliner hin und wider in diesen bürglanden sich behelffen, am Rhein heraußhausen mussten: kondt Grave Cadeloch sein gelübt unrhuw halben nit volbringen, sunder es stund an, bis sein sun, auch Cadeloch genannt, nun veraltet und wohl sahe, das er wenig erben zu erwarten: fing an ein stillen platz zu suchen mit rhat, auch hilff seiner schwäger, der graven zu Homberg und Frohburg, so damals gar mächtig und bei den abkommenden Carolinern in hohem Ansehen. Under diesen, die sich künig in Frankreich und herzogen von Lothringen schreiben, was auch Carolus, änkel des Caroli, den Capet in gefencknuß getödt, hauset zur selbigen zeit herauß am Rhein umbher, und thet ein grosse steür zu soli-

chem bauw; und die Fraw Oettlin, die jetzige Priorin meldet (welche ein Fraw auff 90 jar, über die 70 jar im Closter gewohnet), so ist ein Tron gehangen, mit frankreichischen und lothringischen Wappen verziert und mit der übergeschrifft eines franckreichischen künigs, der sie dorthin begabet hab, ist im Bawernkrieg, Anno 1525 jar, wie anders mehr, hingerissen und verwüstet worden: eben diselbig sol diser Carolus dargegeben und das Closter hoch begabet haben. Als nun Cadeloch der jüngere mit tod abgangen, ist Agnes, eine geborene von Mörsperg (am Bodensee), sein nachgelassene gemahl, von deswegen da sie on leibserben, in den geistlichen Stand getreten, hat zu jr genommen des umbgesessenen adels töchter zu ehr und lehr und also ein stifftung gethan, das zu volgenden zeiten allwegen vom Adel sunst keine, in diesem Gottshauß als Closterfrauen aufgenommen werden solten, ja das dieselbigen solten durch acht anen mögen erweisen jr adelich herkommen.

Also das nun, wiewohl nichts gewiesnes, dannocht zu ermuten, dieses Gottshauß habe den namen Mons Christi, der doch jm abgangen von der kriegskreyden Christoeleys, oder aber von dem ersten fundator und Stiffter Cadeloch Cadollsberg sein Namen bekommen, der hernach durch auslassen der ersten sylben Olßperg erblyben. R. II/249.

Die Flucht des kaiserlichen Generals Savelli aus Laufenburg 1638

Im 30jährigen Krieg fiel auch das stark befestigte Laufenburg in die Hand der Schweden und blieb darin volle 14 Jahre. Während dieser Zeit hatte es jede Woche hundert Taler an die schwedische Kriegskasse zu entrichten. Der Herzog von Weimar setzte diese Abgabe schliesslich auf hundert Gulden herab, als er den erschöpften Zustand der Stadt sah. In der Schlacht bei Rheinfelden hatte er vier kaiserliche Generale gefangengenommen und hierher bringen lassen. Unter ihnen war der römische Duca Savelli oder Savello. Man sperrte ihn aufs Rathaus in ein anständiges Gemach und stellte ihm Tag und Nacht einen schwedischen Feldweibel ins Zimmer und eine Wache vor die Türe. Gleichwohl gelang es dem schlauen Welschen, zu entweichen. Er konnte nämlich eine Wäscherin, Witwe Nüsslin, für seine Pläne gewinnen und jedesmal, wenn die Frau ein Bündel Weisszeug abholte oder brachte, war immer ein Zettelchen darin an den Gefangenen oder dessen verborgene Helfershelfer. Während der Fasnacht, die in Laufenburg von jeher mit grossem Pomp gefeiert wurde, gab der Fürst zu Ehren der schwedischen Offiziere ein grosses Gastmahl. Man zechte bis tief in die Nacht hinein, und allen Gästen setzte der starke Wein ordentlich zu. Als die Geladenen sich zurückzogen, wusste Savelli den Feldweibel zu bereden, das Zimmer auf einen Augenblick zu verlassen und den aus dem Hause Gehenden die Honneurs zu machen. Kaum war der Schwede draussen, so verriegelte der Fürst von

innen die Türe. Es war die zur Flucht verabredete Nacht. Savelli öffnete das Fenster und liess sich an einem Strick, den die Frau Nüsslin ihm am Tag zuvor in einem Kuchen versteckt gebracht hatte, über das Vordach des Rathauses hinunter und landete sanft auf einem sich darunter befindlichen Miststock. Die Nüsslin, die hier seiner wartete, zog ihn sogleich in das nächste Bürgerhaus und führte ihn von hier über eine bereitstehende Leiter zum Rheine hinab. Bald hatten die beiden die Felsen am Rheinufer überschritten und schlichen in höchster Stille dem Siechenhaus zu, das sich unterhalb der Stadt, beim heutigen Kraftwerk, befand. Da warteten schon die Pferde, auf denen Savelli samt seiner Wäscherin über die gebirgige Waldgegend von Hettenschwil bis gegen Leuggern ritt. Hier fanden sie ein Schiff zur Ueberfahrt, und kaum waren sie im Strome, so erschienen auch schon die schwedischen Reiter hinter ihnen und schossen ihre Pistolen ab, ohne Schaden: Savelli entkam im Dunkel der Nacht glücklich. Er quittierte die kaiserlichen Dienste und ging später nach Rom.

Die Flucht Savellis kam aber das Städtchen Laufenburg teuer zu stehen. Kaum war Savellis Flucht bekannt, so wurden alle Häuser untersucht und jeder Einwohner, vom Schultheissen bis zum kleinsten Kinde in die Pfarrkirche genötigt. Hier hielt man sie unter der Drohung eingesperrt, man werde ihnen die Kirche über dem Kopfe anzünden, wenn sie nicht bald ein offenherziges Geständnis ablegten. Kurze Zeit darauf drang ein Kommando Soldaten herein, band den Stadtpfarrer Andreas Wunderlin und den Kaplan Ulrich Zeller und führte beide ins nahe gelegene Schulhaus zum Verhör. Man hatte beobachtet, dass die Witwe Nüsslin kurz vor der Flucht noch zur Beichte und Kommunion gegangen war, und gerade über diesen Punkt sollten nun die Geistlichen Auskunft geben. Da die Folterwerkzeuge nicht schnell genug aufgefunden werden konnten, brachte man die beiden Männer ins sogenannte Beinhäuschen und setzte sie dort auf eine gewöhnliche Hechel und inquirierte sie so scharf, dass man ihr Geschrei bis in die Kirche herüber vernahm. Sie gestanden jedoch nichts, entweder weil sie nicht konnten, oder weil sie das Beichtgeheimnis nicht brechen wollten. Herzog Bernhard von Weimar verurteilte beide zum Tode, und mit ihnen den schwedischen Feldweibel, der seinen Posten verlassen hatte. Der 3. März 1638, damals ein Tag der Karwoche, war zur Exekution ausersehen. Graf Johann von Nassau, und der Berner Patrizier Ludwig von Erlach, der damals als General bei den Schweden diente, hatten den Spruch des Standgerichtes zu vollziehen.

Frühmorgens wurden auf dem Marktplatz drei Bännen Sand abgeladen, für jeden der drei Unglücklichen eine. Der Schwedenfeldweibel kam zuerst ans Schwert. Als man die beiden Priester durch die Reihen der ausgerückten Garnison herbeibrachte, schien der hochbetagte Wunderlin

kraftlos zu werden und schwankte. «Es ist nur um eine Hand voll Blut zu tun, dann haben wir den Himmel erstritten», rief ihm sein junger Kaplan zu. Dieses Wort richtete den Stadtpfarrer wieder auf. Standhaft erlitt einer nach dem andern den Tod. Der von den Schweden vorsorglich aufgeführte Sand konnte nicht hindern, dass Blut auf den Marktplatz spritzte und jahrelang sah man noch die Spuren davon, erst eine neue Umpflästerung hat sie zum Verschwinden gebracht. Bis auf den heutigen Tag aber ist die Erinnerung an die furchtbare Tat im Gedächtnis des Volkes haften geblieben. Der Mann ohne Kopf auf dem Schwertlisturm soll an den enthaupteten schwedischen Feldweibel erinnern. R. II/375.

Der Sigrist von Wölflinswil und das Schwedenross

Man zählte das Jahr 1626. Eine zitternde Hand schrieb in das Anniversarienbuch der Pfarrei zu Wyl einen Bericht über die kürzlich stattgefundene Renovation des Hochaltars in der Kirche des hl. Mauritius. Es war der damalige, wohl 80jährige Pfarrektor Johann Ludwig von Eggs, der frühere Hofkaplan des Erzherzogs Ferdinand II., der hier in dem einsamen Juratale eine geruhsame Alterspfründe gefunden hatte. Er stammte aus dem bekannten Rheinfelder-Geschlechte, das dem Lande schon viele gelehrte und bedeutende Männer geschenkt hatte. Am Schlusse seiner, heute kaum leserlichen, Darstellung schweifte er ab und kam auf die damaligen Zeitläufe zu sprechen. Er berichtete von einem schrecklichen Kriege, der nun schon 8 Jahre das heilige römische Reich zerreisse und überall Greuel und Verwüstung gebracht habe. Bis in die Lande am Oberrhein sei er bis heute noch nicht gedrungen. «Möge Gott der Allmächtige auch fürderhin uns behüten vor Pest, Hunger und Krieg», schliesst der Hochbetagte.

Seine Bitte sollte jedoch nicht in Erfüllung gehen. Es war gerade diesen Landen vorbehalten, Kriegsnot und Elend im vollen Umfange auskosten zu müssen. Zwei Jahre darauf brach die Pest aus. Selbst bis in die entlegensten Dörfer und Weiler drang die schreckliche Seuche und grassierte fürchterlich. Vier Jahre nach dieser Plage zeigten sich auch schon die ersten schwedischen Haufen im Fricktale. Nach einer vergeblichen Belagerung von Rheinfelden plünderten sie Augst, Olsberg, Magden und Zeiningen. Bis in die hintersten Krachen vermochten sie jedoch nicht zu gelangen. Das war das Vorspiel. Dann kam das Jahr 1633.

Der Rheingraf Otto Ludwig drang mit seinem Heere ein und besetzte nach kurzem Kampfe die vier Waldstädte Rheinfelden, Säckingen, Laufenburg und Waldshut. Plünderungen und schwere Kriegskontributionen drückten die Gemeinden. Dann rückte der österreichische Entsatz unter Feria heran. Aber was die Feinde nicht geraubt hatten, stahlen die Freunde, Kroaten und Panduren. Doch das Schwerste brachte die kom-

mende Zeit. 1638 drangen die Schweden unter Bernhard von Weimar erneut ein. Nach der Schlacht bei Rheinfelden wurden alle Gemeinden mit Truppen belegt und zu Kriegslieferungen herangezogen. So stieg die rauhe Soldateska auch in die abgelegenen Dörfer und einsamen Juragehöfte hinauf und raubte und plünderte, wo und was sie konnte. Auf den Feldern wurden die halbreifen Aehren abgeschnitten und ganze Karren und Säcke voll hinweggeführt. Was nicht mitlief, wurde verwüstet. Wehe den Leuten, die sich nicht beizeiten flüchten konnten! Sie wurden unter unsäglichen Martern zu Tode gequält oder schrecklich verstümmelt. Manchem Fricktaler Bauern wurde der sog. Schwedentrunk gereicht, d. h. die tierischen Soldaten gossen ihm ekle Jauche in den Mund und zwangen ihn, sie zu trinken. Wohin auch die Kunde von ihrem Herannahen drang, flohen die Bewohner in wilder Verzweiflung in die Wälder und auf die Berge hinauf, wo sie hungernd und frierend in Höhlen oder Klüften ein jammervolles Dasein führten. Viele sind so verhungert oder an Seuchen gestorben, an Leib und Seele verdorben. Glücklich, wem es gelang, die Wachen der Berner und Solothurner zu umgehen, um in die benachbarte Schweiz zu gelangen!

Um vor plötzlichem Ueberfall sicher zu sein, stellten die Wölflinswiler auf der Höhe des Altenberges Wachen auf, die sich untereinander und rückwärts ins Dorf durch Zeichen warnten. Nahten kleinere Abteilungen, schwenkten sie Hüte, bei grösseren verwendeten sie Fahnen. Als eines Tages das Herannahen eines grösseren Reitertrupps gemeldet wurde, flohen die Bewohner in kopfloser Hast hinauf auf die Burgmatten, eine von steilen Flühen gegen Norden und Osten gesicherte Wieseninsel inmitten eines hochstämmigen Tannenwaldes, nahe der Solothurnergrenze. Ohnmächtig mussten sie da oben zusehen, wie die Feinde in ihre Häuser eindrangen, ihre Habe herausschleppten, die Felder zerstampften, die Kirche zum Rosstalle entwürdigten, wie bald darauf die rote Lohe aus den Dächern schlug und das Grauen aus den geschwärzten Fensterhöhlen blickte. Langsam erglomm die stumpfe Wut in den Seelen der wetterharten Fricktaler Bauern. Man hatte ihnen alles geraubt, die Früchte ihres Fleisses zertreten, ihre Lieben ermordet. Also Auge um Auge.

Den an Zahl und Bewaffnung überlegenen Feinden war in offenem Kampfe nicht beizukommen, also rächte man sich, wie man konnte. Unterhalb des Dorfes, in Oerken, wo die Strasse nach Frick durch ein enges, abgelegenes, von grünem Buschwerk umsäumtes Tal führt, lauerte man den Feinden auf, und wie sich kleinere Trupps zeigten, überfiel man sie und floh dann wieder, der Burgfluh zu. Manch schwedischer Raufbold hat hier sein Leben ausgehaucht unter Schlägen von harten Knütteln, die nicht an der Clar-Elf, wohl aber in knorrigen Fricktalerwäldern gewachsen waren. Manch furchiger Bauer fand aber auch im Oerkenbach ein ungesegnetes Grab. Noch Jahrhunderte nachher raunt die Sage

von Geistern der Erschlagenen, die dort umgehen und keine Ruhe finden können.

Jahrelang blieb der Feind im Lande, und die Bewohner mussten sich versteckt halten. Das Pfarrbuch von Wölflinswil weist von 1638—41 keine Eintragungen mehr auf. Der alte Pfarrer war gestorben, der Vikar, Wilhelm Berger, geflohen, Kinder wurden geboren und laut Taufbuch im benachbarten solothurnischen Kienberg getauft. («In bello in Kienberg baptizata 1639»). Nur einer hatte in diesen trüben Zeiten nicht verzagt und den Kopf hochgehalten; es war der Sigrist des Dorfes. Seinen Namen hat die Ueberlieferung vergessen. Als die Verzweiflung aus aller Augen flackerte, versuchte er die Leute zu trösten. Weil kein Priester da war, errichtete er ein Kreuz aus rohen Stämmen und betete darunter der Gemeinde vor, wie früher in der Kirche. Er begrub die Toten und trug die Neugeborenen nach Kienberg zur Taufe. Nach seinem Rat begannen die Bauern, auf der Fluh den Boden urbar zu machen, und bald reiften auf dem Räbli, wo heute längst wieder Wald ist, Korn und Gerste und rankten Feuerbohnen um ihre Stangen. Abwechslungsweise hielten die einen Ausschau nach dem Feind und die andern bebauten das Feld. So gelang es, notdürftig über die schwersten Tage hinwegzukommen. Die Zeit verrann; aber immer noch kam keine Friedensbotschaft, noch immer sassen schwedische Reiter in den wenigen bewohnbaren Häusern des Ortes. Oft stand der Sigrist am äussersten Rande der Fluh und schaute traurig auf sein Heimatdorf hinunter, auf die verbrannten Häuser und die Kirche mit dem noch immer trotzigen, breiten Käsbissenturm, den das Feuer verschont hatte. Eine Sehnsucht quälte ihn immer mehr. Er hatte schon lange keine Glocke mehr gehört. Ob sie wohl noch droben hingen, die grosse mit dem tiefen Bass, und die kleinste, die nicht zu den anderen stimmen wollte, weil sie nicht mit ihnen gegossen worden, sondern vom vor Jahren verstorbenen Waldbruder der Kirche geschenkt worden war? Die Sehnsucht nagte an seinem Herzen. Schliesslich konnte er sich nicht mehr bemeistern, er verabschiedete sich von seinen Dorfgenossen und stieg durch den Wald hinunter, der Kirche zu. Aengstlich folgten die Augen der Zurückgebliebenen seinen Schritten, bis er hinter den Hügeln verschwand. Doch was war das? Auf einmal fing es an zu tönen, drunten im Turm. Der Wind trug die Klänge, wie aus fernen Zeiten, hinauf auf die Fluh. Die Glocken läuteten. Doch rasch, mit schrillem Misston, brach das Geläute ab. Was war geschehen? Angst kroch über die Gesichter der Horchenden.

Furchtlos war der Sigrist über den mit hohen Mauern bewehrten Kirchhof, über umgestürzte Grabkreuze und zertretene Blumen zum Turme vorgedrungen. Ruhe herrschte im Dorfe. Die Glockenseile hingen unbeschädigt von der Decke. Mit raschem Griffe packte er das eine und das andere und freute sich am langvermissten Klang. Versunken in die

metallene Melodie, überhörte er, wie es drunten im Dorfe lebendig wurde, wie rascher Hufschlag die Kirchhalde hinaufglitt. Würgende Fäuste umkrallten plötzlich seinen Nacken, wilde, knebelbärtige Gesichter grinsten ihn an, fremde Laute schlugen an sein Ohr — die Schweden. Ein Faustschlag — dann verlor er die Besinnung.

Ein kleiner Reitertrupp ritt von Frick talaufwärts gegen Hornussen. Im Takte schlugen die Waffen an die Weichen der Pferde. Hart schien die Sonne. Kein Wort entrann den trockenen Kehlen. Hinter dem Rücken des letzten Reiters hing eine leblose Gestalt. Ein dicker Knebel verschloss den Mund, und die Hände waren blau aufgelaufen vom Drucke der Fesseln. Endlich hielten die Pferde an. Der Gefangene wurde losgebunden. Schwer sackte er zu Boden. Man warf ihn in eine Ecke des Dorfplatzes und kümmerte sich vorläufig nicht mehr um ihn. Es war der Sigrist von Wölflinswil. Allmählich erwachte er und sah um sich. Noch standen die Häuser und die Kirche von Hornussen. Die Bewohner hatten sich mit dem Feinde zu verstehen gesucht, hatten dem General, der dort das Hauptquartier aufgeschlagen, fette Schweine und Kälber in die Küche geliefert. Aus ihren Glocken wurden Kanonen gegossen, und selbst ihre silbernen Rosenkränze gaben prächtige Uniformknöpfe.

Nach einiger Zeit wurde der Sigrist vor den General gebracht und daselbst, die Pistolenmündung vor den Augen, über den Aufenthalt seiner Dorfgenossen ausgefragt. Dann führte man ihn wieder weg und warf ihn gebunden in seine Ecke zurück. Lange lag er da und dachte an seine Heimat, die er nie mehr zu sehen glaubte. Auf einmal hörte er einen Lärm, Johlen und Pferdegetrappel. Ein Trupp schwedischer Reiter sprengte unter lautem Hallo ins Dorf. Voran Dragoner mit drallen Weibern vor sich, hintennach rollte ein ächzender Bauernwagen, auf dem ein bauchiges Weinfass lag. Rasch stieg man ab und begrüsste die lagernden Kameraden. Nun hob ein tolles Gelage an; der Wein floss, dass dem schmachtenden Küster in der Ecke der Mund ordentlich wässerte. Nachdem die Soldateska ihren Durst gelöscht hatte, lockten sie die Dirnen zum Tanze, aber keine Spielleute waren aufzutreiben. Unser Sigrist, der wohl wusste, dass er hier bestenfalls aufgeknüpft werden sollte, war schlau genug, diesen Umstand auszunützen. Er machte sich bemerkbar, er sei Spielmann und wüsste trefflich aufzuspielen, wenn er nur seine Geige hätte, diese aber liege unnütz in seinem Dorfe. «Der Hund soll sie holen!» schrien die Soldaten unter dem Baum.

Seine Fesseln wurden gelöst und er mit den Händen an einen Pferdeschwanz gebunden. Ein Reiter sass auf und fort ging's. «Wo ist der nächste Weg, Schelm?» fragte dieser unterwegs. Er gab den Feldweg über Herznach an. So kamen die beiden, statt auf offener Strasse bei stockfinsterer Nacht durch das Junkholz, eine einsame Bergwaldung zwischen Herznach und Wölflinswil. Hier kam das Ross nur mühsam vorwärts.

Der Pfad führte durch einen Hohlweg. Gestürzte Bäume lagen da faulend und modernd quer über den Weg. Viele Klafter Scheitholz standen verschimmelt zu beiden Seiten. Niemand hatte, seit Jahren, eine Fuhre hier abgeholt. Indessen gelang es dem Gefangenen, eine Hand frei zu bekommen. Blitzschnell packte er ein Scheit von der nächsten Beige und hieb es dem Führer krachend über den Kopf, dass diesen die Sinne verliessen und er aus dem Sattel kollerte und liegenblieb.

Rasch schwang sich der Sigrist aufs Pferd und raste davon, zu seinen Leuten auf der Burgfluh. Diese hatten bisher in grosser Angst gelebt. Da man befürchtete, die Feinde hätten das Versteck entdeckt und würden sich rächen, beschloss man, am nächsten Tage die Grenzsteine zu versetzen, dass die Burghalde inskünftig in den Bann der Gemeinde Kienberg zu liegen kam. Kienberg gehörte dazumal schon zu Solothurn und war von der Grenzwache besetzt. So wohnte man hinter der Schweizergrenze, die von den Schweden streng respektiert wurde. Hier blieben die Flüchtlinge in den kommenden Jahren auch ziemlich unbelästigt. Das Gebiet, das sie damals unter Schweizerschutz gestellt hatten, gaben die Kienberger später nicht mehr heraus, sondern verleibten es ihrem eigenen Banne ein. Vergebens klagten die Uebervorteilten, man wies auf die versetzten Marksteine, und deshalb läuft noch heute die Grenze mitten durch die Burgmatten.

Zur Zeit, als der Sigrist zu den Seinen zurückgekehrt war, hatte man die Vorräte aufgezehrt. Ohne Geld war in Kienberg kein einziger Laib Brot erhältlich. Da entschloss sich der wackere Küster, sein feuriges Schwedenross zu veräussern.

Er ritt eines Tages über das Gebirge nach Gösgen und bot dem dortigen Landvogte, der als Pferdeliebhaber bekannt war, den Hengst zum Kaufe an. Wie erstaunte dieser, als er das Tier sah. Von diesem Schlage hatte er noch nie etwas gehört. Das Pferd war am ganzen Leibe lauchgrün. Der gnädige Herr zahlte sofort bare achtzig Doublonen dafür aus. Mit diesem Gelde kehrte der Sigrist zu seiner Gemeinde zurück, und die Summe reichte gerade, um der drohenden Hungersnot zu wehren.

Der Landvogt von Gösgen erlebte aber mit dem grünen Schwedenross keine sonderliche Freude. Es war unbändig und warf den geübtesten Reiter ab. Auch wollte bald kein Rossknecht mehr in den Stall; denn in der Nacht wurde das Pferd schwarz, und in den Augen glimmte Feuer. So war der Landvogt schliesslich froh, als ihm ein reisender Jude eine geringe Summe dafür bot. Derselbe verkaufte es wieder irgendwo im Schwarzbubenland an einen Ammann. Das ganze Dörflein staunte über das grüne Tier und umstand es gaffend. Auf einmal packte dieses des Ammanns Söhnlein am Hosenband und lief mit ihm zum Dorf hinaus, die ganze Bevölkerung schreiend hintennach. Doch als es genügend weit von der Ortschaft entfernt war, setzte es das Büblein unversehrt ins Gras

und wartete geduldig auf das herbeieilende Volk. Hier liess es sich geduldig fangen und binden.

Als die Leute ins Dorf zurückkamen, humpelte ihnen ein alter Mann entgegen, der allein zurückgeblieben war. «Denkt euch», rief er, «der Schwed ist hier gewesen und hat das grüne Ross gesucht, es gehört dem Könige selbst. Weil aber das Dorf so verlassen war, fürchteten sie einen Hinterhalt und zogen alsbald ab.» «Das grüne Ross hat uns gerettet», schrien die Leute, «lasst uns eine Prozession abhalten und alle Glocken läuten ihm zu Ehren!» «Nein, erwiderte der Greis, «lasst uns das Pferd verkaufen, auf dass es nicht nochmals die Schweden in unser Dorf locke!» Der Ammann war mit dem Vorschlag einverstanden und versprach, das unheimliche Tier morgens auf den Rossmarkt nach Basel zu führen; denn er dachte, auf diese Weise den Geldbeutel ordentlich mit Doublonen füllen zu können. Er tat's. Doch auf dem Weg warf ihn das Schwedenross in einen Sumpf und war verschwunden.

Seither ist es wieder in Wölflinswil. In den Fastenzeit trabt es vom Oerken her durch den Bach bis zu den weissen Steinen und von dort durch das Kelenbächlein bis zur Quelle und verschwindet gegen die Burgfluh. Noch im vorigen Jahrhundert hat man es beobachtet.

Die Wölflinswiler aber sind nach Beendigung des Krieges wieder in ihr Dorf hinuntergestiegen. Nur drei Häuser hatte das Feuer verschont, sie stehen heute noch. Schwedenhäuser heisst man sie im Volksmund. Mit ihren hohen Giebeln und gotischen Fensterkreuzen, von denen die untersten vergittert sind, stechen sie ordentlich ab von den andern einfirstigen Jurahäusern. Von der Kirche war noch der mockige Käsbissenturm stehen geblieben, der heute noch trotzig in die Landschaft blickt. In zähem Eifer wurde wieder aufgebaut. Schon 1668 konnten zwei Glocken umgegossen werden. Bereits 1653 wurde die Pfarrei dem durch die Kriegswirren schwer geschädigten Stift St. Martin in Rheinfelden einverleibt, zur Mehrung der Einkünfte. Als 1771 Rheinfelden seine immer noch schadhafte Pfarr- und Stiftskirche aufbaute, hatte Wölflinswil 120 Pfund Beisteuer zu entrichten.

Den Sigristen aber, der in all den bösen Zeiten der Gemeinde so treue Dienste geleistet, hielt man hoch in Ehren. Dankbar verliehen die Wölflinswiler ihm und seinen Nachkommen den Sigristendienst auf ewige Zeiten. Einem seiner Urenkel aber, der im vorigen Jahrhundert lebte, soll das «Dätschgütterli» lieber gewesen sein als das Glockenseil. Er soll sich oft so voll getrunken haben, dass er vergass, die Zeichen morgens, mittags und abends zu läuten, so dass man ihn seines Amtes entsetzen musste. So kam der Dienst wieder aus der Familie. Zur Erinnerung an die bösen Kriegszeiten wurde bis vor wenigen Jahren im Sommer zwischen Kreuzauffindung und Kreuzerhöhung von den Kindern der Rosenkranz gebetet.

R. II/299, gekürzt.

Die schöne Pfarrköchin Helene Heim und der Pandurenobrist

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts lebte zu Gansingen ein greiser Pfarrer namens Fehr. Bei diesem diente eine Nichte aus dem nahen Städtchen Laufenburg, Helene Heim. Sie war ein junges hübsches Ding, mit braungelocktem Haar und schwarzen Kirschenaugen, die gar übermütig zu blitzen vermochten, wenn sie ein Liedchen trällernd, leichtfüssig durch das Dorf schritt, und manch ein Burschenauge blieb, länger als nötig, an ihrer schlanken Gestalt hängen. Den ältern Leuten passte zwar ihr Frohmut nicht recht. Es war Krieg im Land. Fast täglich brachten Boten Nachrichten von Plünderungen, von Mord und Brand, und nachts sah man die Feuerröte aus dem nahen Elsass von den Wolken widerscheinen. Da verging einem das Singen. Eines Tages erschien in Gansingen eine Abteilung Panduren, Krieger mit martialischen Knebelbärten, und verlangten Quartier. Ohne lang zu fragen, suchten sie sich die passenden Häuser aus, und die Leute hatten ihnen Essen und Trinken vorzusetzen, was sie vermochten. Der Anführer aber, ein junger Obrist, nahm Wohnung im Pfarrhaus, wo er es sich einige Wochen wohl sein liess. Bald munkelte man dies und das, die Panduren seien nicht wegen den Gansingern so lange da, sondern wegen der lustigen Köchin, die wisse dem heissblütigen Offizier gar schön zu tun und hätte ihn ganz in ihrer Gewalt. Der Dorfschmied aber sagte: «Eine, die's mit einem Soldaten hat, ist keinen Schuss Pulver wert.»

Ein paar Tage darauf brachte ein Pandur dem Schmied seine Hakenbüchse. Ein Schuss war stecken geblieben und er sollte ihn wieder herausbrennen. Wie er an der Arbeit war, krachte es plötzlich, und gleichzeitig hörte man draussen auf der Gasse einen furchtbaren Schrei. Wie die beiden hinausstürzten, lag draussen die Pfarrköchin in ihrem Blute, tot. Sie war in dem Moment, als der Schuss losging, an der Schmiede vorbeigegangen und mitten ins Herz getroffen worden. Der Schmied betrachtete sie eine Zeitlang stumm. «Sie war doch noch einen Schuss Pulver wert», musste er sagen. Nach Bircher.

Von den Herren von Schönau

Als die Herren von Schönau noch Schirmvögte des Klosters Säckingen waren, kamen sie häufig nach Wegenstetten auf die Jagd. Diese Jagden dauerten oft wochenlang, und viele vornehme Herren waren dazu geladen. In der Zwischenzeit nahmen die Herren ihre Hundekoppel nicht heim, sondern übergaben sie einem Wegenstetter zum Füttern. Als Entschädigung erhielt dieser den Ertrag einer Wiese, die deswegen heute noch die «Hundsmatte» heisst.

Die Schönauer suchten ihren Wildbestand nach Kräften zu schützen. Besonders wachten sie über die Rehe. Damals war es verboten, im Walde Wacholderstauden auszuroden, denn darunter fanden diese im Winter Schutz vor Wind und Wetter, vor Eis und Schnee, und ausserdem fanden sie in Zeiten der Not ein willkommenes Futter. Damals nannte man den Rehbock «Reck». Die Wacholderstauden nennt man heute noch «Räckholdere». Heute heisst im Gemeindebann noch eine Flur «Räckholdere». Dort durften früher keine Rehe erlegt werden, erzählt das Volk.

J. Ackermann, Wegenstetten.

Humor und Volkswitz

Die Erdmännchen im Flachsfeld

Erdmännlein gingen durch ein Flachsfeld und meinten, sie gingen durchs Meer. Als sie drüben waren, wollten sie zählen, ob sie noch alle hätten, aber es fehlte ihnen immer eins, weil das Zählende sich selbst nie zählte. Da kamen sie zu einem Kuhfladen und wurden rätig, dass jedes zur Kontrolle die Nase hineinstecken müsse, damit man die Abdrücke zählen könne. Siehe da, es waren alle. Dr. K. Fuchs †.

Woher Zeihen seinen Namen hat

Wo s'Dörfli ordli gross gsi isch, hei si-n-em immer no kei Name gha. Do hei sie emol Gmeind gha inere grosse Schüre-n-inne und hei birote und birote, aber i keim het öppis rächts wölle z'Sinn cho. Do lauft grad der Tüfel verbi und ghörts. Do nimmt er e Hampfle Dräck vo der Stross und haut-e-nes as Tännstor a und rüeft: «Do heit er es Zeihe!» Do hei si de Ort Zeihe tauft. Volksmund.

Die fricktalischen Schildbürger

Heute merkt man ihnen zwar nichts mehr an; aber früher galten die Hornusser als eine Art fricktalische Schildbürger. Es waren besonders ihre Nachbarn, die Zeiher, die mit boshafter Freude allerlei zu erzählen wussten. Die Hornusser blieben ihnen zwar, wie heute noch, nicht alles schuldig, wie wir später hören werden. Am bekanntesten sind die Streiche des Hornusser Ammanns. Es waren ursprünglich deren sieben. Es haben sich aber nicht mehr alle erhalten, so dass der Erzähler nur noch zwei ausfindig machen konnte.

Auf einem Grundstück des Ammanns, hart an der Landstrasse nach Frick, stand ein alter Birnbaum. Dieser streckte einen seiner Aeste weit

in die Strasse hinein und wurde so mit der Zeit ein Verkehrshindernis. Bereits hatten mehrere Fuhrleute deswegen Klage geführt, und der Gemeindegewaltige konnte schliesslich nicht anders, er musste den Ast entfernen. Er tat dies auch mit äusserster Umsicht und Klugheit. Er nahm die Säge und setzte sich recht bequem auf den Ast hinaus und fing an, denselben am Stamme abzusägen. Auf einmal brach der Ast, und der wohlbeleibte Ammann landete, zu seinem nicht geringen Erstaunen, unten auf der harten Landstrasse.

Ein andermal wollte er aufs Feld, einen Acker zu eggen. Als Ammann hielt er es natürlich unter seiner Würde, zu Fuss neben seinem Pferde herzugehen, deshalb nahm er die Egge auf die Schultern und setzte sich gravitätisch auf seinen alten Gaul. Doch dem guten Tier bog sich der Rücken unter der Last, und es ging gar gemach und langsam. Das wurde unserem Bürgermeister zu dumm, er stiess ihm beide Absätze in die Weichen und rief: «Du lahmer Hess, wenn du erst noch die Egge tragen würdest!»

Der Geist des Gemeindeoberhauptes schien aber bald ansteckend zu werden und fand zahlreiche Nachahmer. So holte einer erst seine Brille zu Haus, um Pfundäpfel aufzulesen, ein anderer nahm, um Erdäpfel auszugraben, statt Karst und Haue seine frischgeschliffene Spaltaxt, und ein dritter bediente sich umgekehrt zum Holzspalten seines Karstes. Ein vierter wünschte endlich, sein Haus zu verkaufen, und er trug ständig einen Stein davon mit sich herum, um jedem Kauflustigen gleich ein Muster zeigen zu können. Auf sonderliche Art ist das Dorf auch zu seinem Namen gekommen:

Einmal regnete es einen ganzen Sommer lang ununterbrochen, und die Bauern konnten ihr Heu fast nicht einbringen. Die Hornusser fanden, es dürfte jetzt genug sein und beratschlagten, wie sie zu Schönwetter gelangen könnten. Da fand sich ein Schalk ein. Der gab ihnen den Rat, sie möchten in die Apotheke nach Basel schicken und da Schönwetter kaufen. In einer so grossen Stadt sei alles mögliche erhältlich ums Geld. Die Gemeinde schickte einen Abgeordneten in die Stadt und gab ihm einen Batzen mit. Dort sprach er: «Herr Apitegger, i hätt do gärn für e Batze Schönwetter für eusi Gmein.»

Der Apotheker unterdrückte das Lachen, bot dem Besucher einen Stuhl, versprach, er wolle das Rezept sogleich fertig machen, und verliess die Stube. Nach einiger Zeit kam er wieder herein und überreichte dem Manne eine alte Pillenschachtel mit dem Bescheid, sie ja nicht voreilig zu öffnen, da sonst das schöne Wetter andern zugut kommen könnte. Mit grösstem Vergnügen wanderte hierauf der Bauer seiner Heimat zu. Unterwegs stach ihn die Neugierde immer mehr. Als es aber in der Schachtel immer ärger anfing zu summen und zu brummen, hielt er den Deckel mit Leibeskräften zu; denn, dachte er, wenn das Wetter vorzeitig heraus-

kommt dann hat der Teufel seine Schadenfreude an uns. Aber erfahren hätte er doch gerne, wie das Schönwetter aussähe, das man in einer so kleinen Schachtel drin herumtragen könne. Wie er bald in der Nähe des Dorfes war, setzte er sich nieder und rückte ein kleinwenig am Deckel und — summ — summ! brummte eine Hornisse heraus und flog dem Dorfe zu. Mit der unbefangensten Miene der Welt ging er hierauf heimzu, und als ihm alles mit der Frage entgegen gelaufen kam, wo er das Schönwetter habe, antwortete er: «Ei, es ist gerade ins Dorf hineingeflogen!» Und von diesem Histörchen an wird die Ortschaft Hornussen genannt.

Die boshaften Zeiher wissen zwar noch eine andere Entstehungsgeschichte zu erzählen: Anfänglich war das Dorf, wie viele andere, noch nicht getauft. Da führte einmal ein Bauer seine Kuh zur Tränke. Diese wollte aber nicht saufen, sondern nahm Reissaus und rannte Bözen zu. Der Bauer folgte ihr keuchend bis ihm ein Fremder entgegenkam. Da das Tier den Strick verloren hatte, rief er diesem zu: «Heb si, heb sie am Horn usse!» Daher soll der Dorfname kommen.

Volksmund und Bircher.

Die einfälligen Helliker

Von den Hellikern erzählen ihre lieben Nachbarn das folgende Stücklein.

Einstmals, als der Sommer besonders herrlich gewesen war und alle Welt und Wiesen mit seinem Segen aufs üppigste begnadet hatte, hauste in den wogenden Kornfeldern der ehrsamen Gemeinde Hellikon ein gewaltiges Wildschwein, das mit Rüssel und Hauern in das Goldgeleucht der Kornfelder gar böse Schrammen riss. Das betrübte nun die braven Helliker gar sehr; denn ihre verschiedenen Gemeindeflegel standen schon bereit, das Korn von der Spreu zu scheiden, und die Helliker Weiber verspürten schon ein ziemliches Gelüstlein nach neuen, knusperigen Knieplätzen, das mit jedem Tage zunahm. Deshalb hatten die Frauen und Töchter denn auch Tag und Nacht ihre Backöfen gerüstet und gereinigt und waren nun tieftraurig über das unvernünftige Waldvieh, das also mit ihren Hoffnungen umging. Zuletzt beschloss man von Gemeinde wegen, das ernteschlagende Ungetüm mit allen zu Gebot stehenden Mitteln aus den Fruchtäckern hinauszubringen.

Erst wollten es die Helliker in Güte versuchen. Sie begaben sich daher zu den Kornfeldern und riefen und lockten das Wildschwein so zärtlich, dass ein Brunnenstock hätte Füsse bekommen können. Zuletzt pfiffen sie ihm sogar. Sogar die Mädchen pfiffen, wobei sie aber die Buben nie anschauen durften, da sie sonst ihre roten Mündlein nicht genug hätten büscheln können. Aber das Wildschwein war gar nicht musikalisch. Sie mochten anfangen, was sie wollten, es spielte den Gehörübel, wie eine

Gartentüre, an der «Warnung vor dem Hunde» steht, gegenüber armen Leuten. Je lauter sie's draussen trieben, desto wütender verheerte die rücksichtslose Sau die Kornfelder.

Jetzt waren die Helliker übel dran; denn rufen konnten sie nicht mehr, weil sie sich heiser geschrien hatten, und zu pfeifen vermochten die Mägdlein auch nicht mehr, weil sie nun alle weinerliche Hängemäulchen machen mussten. Also umstanden sie alle ratlos die goldenen Felder und hörten mit Missvergnügen und tiefer Trauer das Wühlen dieses gemeingefährlichen Wildschweins.

Da in höchster Not, als sie vor langem Herumstehen fast am Boden angewachsen waren, erhob sich der Gemeindeälteste, ein absonderlich anschickiger und einfälliger Greis, eine wahre Brunnenstube an Weisheit, und sagte zum versammelten Gemeinderat: «Getreue liebe Ratsherren von Hellikon! Ich weiss von meiner Grossmutter oder Urgrossmutter stiefmütterlicherseits, dass die Schweine eine grosse Vorliebe für Eier haben. Wenn es euch also wohlgefällt, so könnte man ins Korn hineingehen und dem Wildschwein Eier zu fressen geben, wodurch es wohl gelänge, es aus der Frucht herauszubekommen.»

Die Gemeinderäte und das Volk sahen voll Hochachtung auf ihren Gemeindeältesten, und als sie seinen Ratschlag genugsam bewundert, erwogen und erdauert hatten, beschlossen sie, ihn zu befolgen. Jedoch sannen sie noch lange dran herum, wie sie ihn ausführen sollten, ohne dass dabei das so prächtig stehende Getreide zertreten würde und also auch durch sie Schaden litte.

Jetzt erhob sich ein Gemeinderat, der nicht nur das Spinnlein sein Netz weben hörte, sondern der sogar hörte, wie sich der Nidel auf dem Milchkaffee bildete, und wie dann die Fliegen drauf Schlittschuh liefen. Dieser aber hub zu reden an: «Hochgeachtete und insonderheit hochwohlweise Ratsherren von Hellikon! Wir werden, wenn ihr meinem Rate folgt, das gemeinschädliche, zur gefehlten Zeit pflügende Untier aus unsern Kornfeldern herausbringen, ohne selber der Frucht weh zu tun. Nämlich, ich beantrage, dass jeder Bürger von Hellikon einen Korb mit Eiern anfüllt, sich darnach selbst in den Korb setzt, damit er die Aehren nicht vernichtet, wenn er die Eier im Kornfeld verstreut. So werden wir das Wildschwein wohl heraustreiben.

Wie der Blitz schlug dieser Rat ihres Kollegen in die Köpfe des Gemeinderates ein, und sie beschlossen mit Einhelligkeit, ihn unverzüglich ins Werk zu setzen.

Also schickten sie andern Tages, Mann für Mann ihre Gemeindeangehörigen, jeden in seinem Korb voll Eier, den jeweiligen vier Gemeindegenossen zu tragen hatten, ins Kornfeld hinein, wobei der Korbinsasse allseitig die Eier verwerfen musste. Und siehe da, es gelang; denn als das Helliker Glöcklein den Abend einläutete, hatte das Wildschwein die Korn-

äcker schon verlassen, und alle konnten sehen, wie es sich, vollgeladen wie ein Heuwagen, und vor Behagen und Sattheit grunzend, gegen den nahen Wald verzog.

Da erhoben die Helliker ein Freudengeschrei und ihre Buben ein Siegesgeheul. Sie hoben den Gemeindeältesten und den Gemeinderat, die ihnen so weise geraten, auf die Schultern und trugen sie im Triumphe dem Wildschwein nach, bis es im Holz verschwand.

Als sie jedoch, strahlend vor Wonne, wieder zu ihren Kornfeldern zurückkehrten, sahen sie, dass ihr Korn nun ganz in den Grunderdsboden hineingestampft war, was sie mit solchem Erstaunen erfüllte, dass sie Augen machten wie Kirchenuhren. Daher komme es auch, sagen ihre bösen Nachbarn, dass die Helliker heute noch so verwundert dreinschauen.

Meinrad Lienert.

Sachliche und sprachliche Erklärungen

Seite

3 *Stauf*, Humpen, Kelch von hoher Gestalt.

4 *Jahrzeit*, alljährlicher Gedächtnistag, dafür gestiftete Seelenmesse.
Wasen, oberdeutsche Nebenform zu «Rasen».

5 *Schüttstein*, Rinnstein, flacher Wassertrog in der Küche mit Abflussrohr.
Schühut, Schinhut, breitkrämpiger, leichter Sommerhut.
Wäldermaitli, Mädchen aus dem Schwarzwald.

6 *Brünnlig*, brennender Mann, verbreitete Sagengestalt, zumeist die Busse für Wasserfrevel, z. B. widerrechtliches Wässern darstellend.
Weidling, Kahn mit dem man dem Fischfang, der Fisch*weid* obliegt.

7 *Hintersass*, zugewanderter Einwohner minderen Rechts, ohne Anspruch auf Gemeindegut.

8 *Mass*, altes Getränkemass, ca. 1,5 Liter.
Waag, feste und nach alten Erfahrungen konstruierte Fangvorrichtung für Salme.

9 *Waldstädte*, die vier am Fusse des Schwarzwaldes gelegenen Städte Waldshut, Laufenburg, Säckingen und Rheinfelden.

10 die *mindere Stadt* = Klein-Laufenburg.
Blaihen, 2—3 Meter hohe Schachtöfen zur Eisengewinnung an Bächen, die das Gebläse trieben.

11 *Lichtschere*, Schere zum Reinigen, Schneuzen des Dochtes.
Frucht austreten lassen, durch das Vieh, frühere Art des Dreschens.

12 *Zwilch*, aus «zwilich», zweifach, zweifädig, aus doppelten Fäden gewebtes Leinenzeug, früher bevorzugter bäuerlicher Leinenstoff.

13 *Fronfasten*, die Quatemberfasten; 3tägige Fasten, die das kirchliche Jahr in 4 Jahreszeiten teilen; sie fallen auf Mittwoch, Freitag und Samstag in der Woche nach Aschermittwoch, Pfingsten, Kreuzerhöhung (14. Sept.) und Lucia (13. Dez.).

17 *Quatember*, s. zu S. 13.

16 *Stör*, Lohnarbeit einzelner Handwerker, vorab der Schneider und Schuster, in den Häusern der Kunden, von dem alten oberdeutschen stören, störzen «Im Land herumziehen».

17 *Fäckenfrack*, Rock mit langen Stössen, Fäcken, «Fittichen».
Pflätscherli, von pflätschen, pflötschen, «im Wasser spielen, so dass es mit Geräusch anschlägt».

18 *Wanne*, Getreideschwinge; Wanner, der Mann, der sie handhabt.

19 *Sasse*, in der Jägersprache tief ausgescharrtes Lager der Hasen.

20 *Stoss*, Halsstrick, vorn in eine Kette übergehend, durch die das Rindvieh an der Krippe angeschlossen wird.

21 *Erdbiberli*, Verkleinerungsform zu Biber, zwergartiges, behendes Geschöpf.

22 *reiten*, zurüsten, bereit machen, im besondern: den gedörrten Hanf mit der Hand brechen und den Bast von den Stengeln ziehen.

26 *Krüsch*, Kleie, grobes Mehl aus den Samenschalen des Getreidekornes.
Banner, Zauberkundiger, der Geister «bannt», in Gewahrsam legt, zumeist in eine Flasche, oder Menschen durch Beschwörung ihrer freien Bewegungsfähigkeit beraubt.

Seite

27 *Schoppen*, Hohlmass für Flüssigkeiten, 3³/₄ Deziliter, allgemein auch: das übliche Mass (Wein oder Milch).

29 *Henkenmatte*. Wenn beim Tode des Landesfürsten alle Lehen neu empfangen werden mussten, so hatte auch der obskure Lehenbauer der «Henkenhub» zu Bütz mit vor kaiserlichem Oberamte zu erscheinen. Jenen unehrlich lautenden Namen führte das Lehen daher, weil der daraufsitzende Bauer, wenn dorten ein Uebeltäter gehenkt ward, die Leiter zum Hochgericht zu tragen verpflichtet war (Frickt. Archiv Bd. J, Nr. 23).

31 *Brünnlig*, s. zu S. 6.
Weidling, s. zu S. 6.

32 *schlohweiss*, sprachlich zusammenhängend mit Schlosse, Hagelkorn, weiss wie Hagel.

33 *Kreuzthaler*, Thaler, worauf ein Kreuz geprägt ist.

36 *schlarpen*, schlurfen, schlappenden Ganges gehen.

38 *Kingerte*, Faulbaum, Rhamnus frangula, auch Hartriegel (Cornus sanguinea).
Hick, Kerbe, dann im besondern: Wurf mit einem zugespitzten Spielpflock in den Erdboden, wo derselbe stecken bleiben soll.

39 *Gallustag*, 16. Oktober.

40 *Krös*, Halskrause.
Flotterhosen, bauchige Kniehosen.
Göller, Mieder.
Rinkenschuhe, Schnallenschuhe.
Unter Hur, nicht erklärbar.
Alrune, Alraun, altgermanisches, mythisches Wesen, das im Geheimen wirkt. Name zusammenhängend mit runen, «raunen». Dann auch Pflanze mit glockenförmiger Krone, deren Wurzeln Zauberkräfte innewohnen.

43 *Fraufasten*, mundartliche Nebenform zu Fronfasten, s. zu S. 13. Fro, «Herr», untergegangen, dagegen erhalten die weibliche Form dazu: Frowe. Der Name ist eine Umbildung von Fro oder Fron.

45 *Panduren*, zuchtloses österreichisches Kriegsvolk aus dem slavischen Südungarn.
Löschtrog, Wassertrog neben der Feueresse, in dem man das heisse Eisen abkühlte.

46 *Baron von Roll*, Grundherr von Gansingen. Das Geschlecht wohnte auf Schloss Bernau bei Leibstadt.
Kiltgang, Abendbesuch, besonders bei jungen Mädchen. Kilt ist uralt germanisch; altnordisch kveld = Abend. Kilttag ist im Fricktal der Donnerstag.

48 *gnappe*, hochdeutsch knappen, doch wenig mehr gebräuchlich, auf und ab, hin und her schwanken, ein wenig hinken.
Aegerste, Elster.
Rätsch, lautnachahmend, z. B. vom Geräusch der Hanfbreche, «Rätsche»; auch zur Bezeichnung einer störend lauten Schwätzerin.

48 *Gerätsch*, s. zu «Rätsch». Anhaltendes störendes Schwatzen.
Huper, Name eines gespenstigen Wesens, bald Vogel, bald Schimmelreiter, das durch den Ruf «hup» die Wanderer erschreckt oder irreführt.

49 *Frondienst*, öffentliche Dienstleistung, siehe auch zu S. 43.
Kaibengraben, abgelegener Graben, wo gefallenes Vieh verscharrt wird.

Seite

50 *Hanf- oder Bündtland*, Bündte ist in Privatbesitz übergegangenes, durch reichliches Bühnen = Düngen besonders ertragreiches Gebiet, meist in der Nähe der Häuser.

55 *pfnuchse*, niesen.
gweuscht, gewünscht, von weusche «wünschen». Mundartliche Nebenform wie Pfäischter zu Fenster, Meuschter zu Münster, Hauf zu Hanf.
Feischter, ebenso zu finster.

56 *Weihe, Waihe*, flacher Kuchen aus Brotteig, bedeckt mit Aepfeln, Zwiebeln und dergleichen.

57 *Bettberg*. In jener Gegend wurde vor 30 Jahren eine römische Villa ausgegraben.

57 *Pflätschi*, s. zu. S. 17.

58 *Rochelenmoor*, auch anderwärts in Sagen erwähntes gespenstiges Mutterschwein, das durch die Lüfte jagt, wobei man sein Grunzen, «Rochelen» vernimmt. Da und dort übertragen auf die vor dem Herdfeuer stehende Kaffeekanne mit brodelndem Inhalt.
Stabhalter, Inhaber der richterlichen Gewalt; Stab Sinnbild derselben.

59 *Bleien*, s. zu S. 10, Baihen.

61 *Brünnlig*, s. zu S. 6.

62 *Fronfastenweibchen*, s. zu. S. 13 und 43.

63 *Susanne*, Glockenname, vermutlich mit Beziehung auf das Hin- und Herschwingen, wie das susani in alten deutschen Wiegenliedern.

64 *Bockten*, aus mhd. boteche «Bottich», Kufe, Stande.

65 *Palmäpfel*, schönfarbige Aepfel, mit denen die zur Feier des Palmsonntags aufgesteckten Bäume oder Zweige geschmückt werden.

65 *bannen*, s. zu S. 26.

66 *Tschopen*, aus dem ital. giubba giubbon, Joppe, Jacke.
Schinhut, s. zu S. 5.
Allmende, Gemeindeland.

67 *Erdbiberli*, s. zu S. 21.
raiten, s. zu S. 22, reiten.

68 *Malter*, Getreidemass, Name abgeleitet von «mahlen»: Das was man auf einmal zum Mahlen gibt.
Stör, s. zu S. 16.

68 *Läppchen*, auch Bäfchen, das viereckige, zweiteilige weisse Läppchen, das die Geistlichen unter dem Kinn tragen.

69 *Ewiggelder*, kirchliche Stiftungen, die zu Leistungen für alle Zukunft, z. B. Seelenmessen verpflichten.

72 *Lebhag*, Hecke aus Sträuchern, Dornen oder Bäumchen.

76 *auswalken*, eigentlich «gewaltsam in drehende Bewegung setzen, wälzen», dann freier «schlagen, prügeln».

77 *Doggeli*, eigentlich «hässlicher, verwachsener Mensch», dann Kobold, der sich dem Schlafenden auf die Brust setzt und ihm den Atem benimmt.

78 *Agethenbrot*, am Agethentag, 5. Februar, von der Kirche gespendetes und geweihtes Brot. An vielen Orten wickelt man es heute noch ein in sog. Agethenzettel, auf denen in lateinischer Sprache ein Segen gegen Feuersgefahr steht, der Agethensegen, den man dann hinter der Haustür auf-

Seite

hängt, um das Haus vor Feuer zu schützen. (Die hl. Agatha erlitt nach der Legende ihr Martyrium, indem man sie auf glühenden Kohlen wälzte.)

80 *übelzitig*, beschwerlich. Bei J. P. Hebel: Hejo, sie het au übel Zit.

81 *Heer*, einst allgemein statt «Herr», heute vielerorts noch erhalten als Bezeichnung des geistlichen Herrn und in entsprechenden Verbindungen: Heerewäg, Heere-Bungert. Heerehus. «Sie göhnd zum Heer», sagt man heute noch in Wölflinswil, wenn ein Brautpaar zu den Sponsalien geht.

81 *I d'Schwyz ue*, so pflegte der Fricktaler, der erst 1803 eidgenössisch wurde, die Richtung südwärts, über den Jura in den alten Aargau zu bezeichnen.
verjeuke, heftig verjagen, verscheuchen, mhd. «Jeuchen, jouchen, jagen».
Donnerstein, fingerartige Versteinerungsform, nach dem Volksaberglauben der zackige Blitzstrahl, der zur Erde niederfährt.
Agetesäge, s. zu S. 78.
Pflotschi, s. zu S. 17, bei Pflätscherli.
klitschen, Schallwort der Volkssprache, verwandt mit «klatschen».

83 *was Lands*, eigentlich «welchen Landes», also «nach Herkunft und Eigenschaft bekannt».
Kehre, die regelmässige Umfahrt des Müllers von Hof zu Hof zur Entgegennahme des Getreides und zur Abgabe der Mahlerzeugnisse, Mehl, Kleie, Spreu.

87 *z'acher fahre*, pflügen.
gweuscht, s. zu S. 44 und 55.
Zibeleweihe, s. zu S. 56.
e Napolion, ein Zwanzigfrankenstück, eigentlich mit dem Bilde Napoleons.
Ifang, auch wohl Bifang, Flurname, ursprünglich ein auf dem Brachfeld angepflanzter Acker, der zum Schutze gegen das Weidvieh eingezäunt ist.
z'Licht, zum Abendsitz.
Chnule, Knäuel.
Rischte, Hanf oder Flachs, der in der Hechel von den kurzen Fäden, dem «Chuder», gesondert worden und nun spinnfertig ist.

88 *miech*, den starken Zeitwörtern nachgebildete Bedingungsform zu «machen».

91 *Heiden*, alte süddeutsche Bezeichnung für die aus Indien stammenden Zigeuner.

93 *Erlacher*, wohl Hans Ludwig von Erlach, 1596—1650, ausgezeichneter Feldherr und Staatsmann aus dem bekannten Berner Geschlechte, im Dreissigjährigen Kriege Generalleutnant Bernhards von Weimar, Herr auf Schloss Kasteln, sein Grabmal in der Kirche zu Schinznach.

99 *Walbloch*, offenes Fenster in der der Giebelseite, im Walm des Hauses.

100 *Zimpärtli*, auch Zibärtli, kleine grüne Pflaumen, hochdeutsch Ziper, die von der Insel Zypern stammen sollen.

101 *Heidetschopen*, s. zu S. 66.

103 *Waie*, s. zu S. 56.
räite, s. zu S. 22.

104 *Kettenspannen*, der alte Brauch, dass Töchter, die auswärts heiraten, am Hochzeitstag durch eine über die Strasse gespannte Kette aufgehalten werden und sich durch eine Gabe loskaufen müssen.

109 *Keibengraben*, s. zu S. 49.

110 *festbannen*, s. zu S. 26.

Seite

112 *Neulig*, eigentlich «neue Rodung», heute «neu angelegte Futterwiese», oft zu Flurnamen erstarrt.

112 *Pflugsterz*, Gabel mit Handgriffen zur Führung des alten Pfluges; schweizerisch «Geize».
Waie, s. zu S. 56.

113 *Stabhalter*, s. zu S. 58.

117 *Alrune*, hier nach der ortsüblichen Vorstellung deutlich beschrieben. Vergl. damit Anmerkung zu S. 40.

120 *Schinhut*, s. zu S. 5.

121 *Heuel*, Nachteule.

124 *Angerhund*, Anger bezeichnet in der Regel beweidete Grundstücke, auch werden grössere mit Gras bewachsene Plätze innerhalb eines Ortes so bezeichnet.
Stoss, s. zu S. 20.
Doggeli, s. zu S. 77.
Schrätteli, rauhborstiger Waldgeist, aus schratt = rauh, rissig.

125 *Harkebuse*, Arkebuse, Hakenbüchse.

126 *Zentume*, ringsherum, zusammengezogen aus «zu Ende herum».
idusle, einschlummern, zusammenhängend mit mhd. duseln, «taumeln».
sürle, Verkleinerungsform zu «sure», mit leise surrendem Ton zur Erde rinnen.
justament, aus dem Französischen, justement = «genau».

127 *si trausse*, sich davon machen, eigentlich «darausmachen».
Cherneviertel, Fruchtmass. 1 Malter = 4 Mütt; 1 Mütt = 4 Viertel. S. auch zu S. 68.
benedeien, aus lat. benedicere, eigentlich «segnen», hier «beschwören».
bannen, s. zu S. 26.
Burgunderschlegel, enghalsige Flasche aus dunkelfarbigem Glas.

128 *Knappenschmiede*, Knappe = Geselle. Vielleicht ist auch an eine der Rheinfelder Familie Knapp zugehörige Schmiede zu denken.
Flachsriste, s. zu S. 87.
ring, leicht.

129 *Malter*, s. zu S. 68 und 127.
bannen, s. S. 26.

132 *Tauner*, Taglöhner, von mhd. Tagewan, zusammengezogen: tauwen, «Tagwerk».
Zwiebelwähe, s. zu S. 56.

134 *Saarweiden*, mundartl. Ausdruck für Pappeln.

135 *Erdschosse*, talwärts herabgeschossenes oder -gestürztes Erdreich. Vergleiche *C. Disler:* Objekte des Naturschutzes im Bez. Rheinfelden. (Vom Jura z. Schwarzwald 1938, Heft 1).

137 *Spreuer*, Spreu.

138 *gewelbt, Gewelb*, Nebenform zu «gewölbt, Gewölbe».
sich vertraben, sich verlaufen, sich vergehen.

140 *prucken*, berücken, belagern.
Grave, alte Schreibweise für Graf.

Seite

141 *Mehly*, Mundartform des Ortsnamens Möhlin.
Kreyden, wohl aus Kyrie eleison und Christ eleison zusammengezogen und verstümmelt.
Getrösch, Gezänk, Streit.
Flitschen, Pfeile, franz. flèche, dazu «Flitschbogen, Flitzbogen».
Arnolph, röm.-deutscher Kaiser, geb. um 850, gest. 899.
Ludwig, das Kind, Sohn des Vorigen, geb. 893, gekrönt 900, gest. 911.
die Capetischen, die Kapetinger. Die Sage spielt an auf den Streit zwischen den Karolingern und den Kapetingern und die Begründung der französischen Königsmacht durch die letzteren.

142 *Savelli*, General zur Zeit des Dreissigjährigen Krieges, abwechselnd in kaiserlichen und päpstlichen Diensten, auch Gesandter.

143 *Erlach*, s. zu S. 93.
Ueber die geschichtlichen Ereignisse, die dieser Sage zu Grunde liegen, vergleiche: *K. Schib:* Geschichte der Stadt Laufenburg. Argovia 1950 s. 200.

144 *Anniversarien*, die jährlichen Gedenktage.

151 *Räckholer*, Nebenform zu Wachholder; keinerlei sprachliche Beziehung zu «Reh», eher zu «Rauch». Dem Genusse der Beeren oder dem Rauch verbrannter Zweige schreibt man mancherlei Zauberwirkung zu.

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Schlossjungfrau auf der Habsburg	3
Der Schlossgeist von Laufenburg	3
Weisse Jungfrau am Wasenbrunnen	4
Der schwarze Fischer	5
Das Wäldermaitli	5
Laufenburger Feuermann	6
Fischer Hirt	6
Flucht von der Burg Oftringen	6
Der Laufengeiger	7
Der Schwertlimann	9
Vom Laufenburger Narrokleid	9
Larve rettet das Leben	10
Die beiden Lebenslichter	10
Hexentanz im Blauen	11
Bann am Geissenweg	11
Die ungetreue Magd	11
Kröten werden zu Geldstücken	12
Schatzhütende Kröte	13
Der nächtliche Güterwagen bei Laufenburg	13
Der Goldstrudel bei Laufenburg	14
Wasserjungfern am Kaisterbach	14
Kindlibrunnen auf dem Homberg	15
Der Tüttigrabenhund	15
Kobold im Hard	17
Das Bachpflätscherli	17
Der Goldwanner im Hardwalde	18
Kinzhaldenjoggeli	18
Erdbiberli im Kaistel	21
Das Kloster der Erdbiberli	22
Der Schwed im Kaisterfeld	23
Der Jäger am Schinberg	24
Das Mädchen auf dem Schinberg	24
Seelein im Schinberg	24
Das Schwedenloch	25
Das Weib am wilden Brünnlein	25
Der Geist im Wolfisgraben bei Leidikon	25
Der Schatz in der Leidikoner Kapelle	27
Das Doppeltier bei Sulz	28
Unterirdische Höhle im Cheisacher	28
Der Kriegsschatz in Obersulz	28
Die Henkenmatt bei Bütz	29
D'Ammerei	29
Der Sandrütigeischt	30
Feuermann bei der Etzger Fähre	31
Der lebendige Stock an der Etzger Fähre	31
Die weisshaarige Brunnstubenfrau im Etzger Wald	32
Der Schlossschatz an der Etzger Rheinhalde	32
Der eiserne Geldtrog in der Hohlen Gasse	34
Der Amsupper	34

Seite

Der spukende Stier 35
Die Schlossjungfrau von Wessenberg 35
Die Schatzgräber auf dem Stutz 36
Tannbüscheli verfolgt Traubendiebe 36
Das schwarze Ross beim Sennhof 37
Sagen von der Sinzenmatt 37
Ungetreue Markrichter als feurige Männer 38
Sonderbare Markbestimmung 38
Das Hirtenfest 38
Rechte und Bräuche auf der Sinzenmatt 39
Alrune unter dem Haselstock 40
Hebung des Schatzes auf der Sinzenmatt 42
Hexentänze auf der Sinzenmatt 43
Zaubermusik und Geisterschloss auf der Sinzenmatt 44
Der Fall der Hexeneiche 45
Die undurchdringliche Hecke auf der Sinzenmatt 46
Der dreibeinige Hase in Ober-Büren 47
Das Strohseil 48
Der Tannhuper im Grünschholz 48
Der grosse Ziegenbock bei Büren 50
Verlorene Königskrone auf dem Sisslerfeld 53
Vom Bruechmattmaiteli 53
Der Jäger am Bruchmattbrunnen 54
Vo de Herdmannlene 54
Ruheloser Selbstmörder bei der Säckinger Brücke 55
Weisser Schimmel am Webrichgatter 56
Der Pudelhund 56
Die Rindelermoor 56
Der Marcher am Tiersteinberg 57
Vom Kinzhaldenjoggeli 57
Vom Dorfnamen 58
Buboo auf Muniwolf 59
Erdmännlein auf dem Kinz 59
Das Dorfbüsi 59
Brennende Männer zwischen Eiken und Oeschgen 60
Das Fronfastenweibchen 61
Erdmännlein in der Kinzhalde 61
Die grosse Glocke 62
Der Trottengeist 63
Der Alte auf dem Ebnet 64
Die Barackenfrau 65
Die nächtliche Jungfrau auf dem Ebnet 65
Der Sandgrubengeist 65
Die Erdbiberli auf dem Frickberg 66
Der Höhlenhund 66
Untergang der Homburg 67
Der grosse Sprung des Grafen von Homburg 68
Die lederne Brücke 68
Der Schweinereiter auf Tierstein 69
Raufende Geister am Tiersteinberg 70
Die Schlossmusik der Homburger 70
Die Hochzeit des Reichbergers 71
Die Homberger Herrenkutsche 72

Seite

Die Homburger Schlossjungfrau 73
Der Geistmüller 73
Der Bohäldler 75
Nächtlicher Hund im Balmenrain 76
Das feurige Ross beim Brügglihof 76
Eine böse Hexe 76
Grossmutter spukt in der Küche 77
Bau der Kirche Wittnau 78
Martinsbrunnen und Martinslauf 79
Von der Gründung des Dorfes Wölflinswil 79
Wo d'Chille boue worden isch 79
Vom Schaleme 80
Das Dorftier oder der Bachpflotschi 80
Der Stöckligeist 80
Die Frau in der Mühlematt 81
Die weisse Frau im Burg 81
Drei Männer im Oerken 81
Jagdgesellschaft im Oerken 82
Das Oerkentier 82
Der Schwede im Oerken 83
Der grüne Reiter zwischen Wölflinswil und Oberhof 84
Tanzende Hexen auf Wid 84
Der Dreihundertjährige am Strichenberg 84
D'Härdwibli am Strihe 86
Die Taufe der Erdleute 87
Die Goldgräber am Strichen 88
Die Kränzleinjungfrau bei Oberhof 89
Die wilde Jagd 89
Der wilde Jäger Burkhard 90
Verborgener Schatz am Sälibrunnen 90
Die Heiden auf den Pilgerhöfen 90
Der grüne Reiter auf grünem Ross 92
Der Erlacher im Pilger 92
Der Schwed in Oberhof 94
Das Dorfungeheuer in Ueken 94
Geistermauer auf der Egg 95
Die Hexe von Herznach 96
Erlösung durch einen Liedvers 96
Erdweiblein in der Widderegghöhle 96
Das blaue Männlein bei der Sägemühle 97
Hornusser Hausgeist 97
Erdmännlein in der Stiftshalde 98
Nächtlicher Hexentanz 99
Geist in der Vollenweid 100
Die Heiligföhre 101
Der singende Stein im Büel 101
Das wandernde Christusbild 102
Erdmännchen auf dem Büel 102
Erdmännchen im Lämmlisloch 102
Der Bergfriedli 103
Schloss Wallhäusern 103
Der Wispärgjoggeli 104
Schwarze Kutsche zwischen Wegenstetten und Hellikon 105

Seite

Der Bätbergschimmel 105
Das Bündelimaitli 105
Die rote Fluh 106
Drei Landgrafen auf der Erfenmatt 106
Die Herren von Stein bauen das Schloss Tierstein 107
Das Seelenloch 108
Der feurige Hund im Hau 108
Die gestohlene Glocke 109
Spuk am Keibengraben 109
Der Zauberer Hans Koschewitz 110
Wabrighexe 111
Der Hübelhans auf dem Neulig 111
Erdmännchen auf dem Neulig 112
Das Flurkreuz bei der Zuzger Mühle 113
Warum das Dorf Zeiningen seinen Standort gewechselt hat 113
Bättelchuchi 113
Das Königsgrab 114
Was die Sage von Rappertshäusern erzählt 114
Der Geist im Eichenhölzli 114
Der Schimmelreiter 115
Nächtlicher Fuhrmann auf der Möhliner Höhe 115
Wie der Flurname «d'Hell» entstanden ist 116
Das Möhliner Loch 116
Die Rinderpest in Zeiningen 117
Die Alrune 117
Der Wucherer Fritz Böhni 118
Das Breitseemaitli 120
Die Heuelschneiderin 121
Der grüne Reiter 121
Finstergässchen 121
Das ausgestorbene Dorf Abbizüs, unter Wallbach 122
Entstehung des Dorfes Obermumpf 122
Die unverschliessbare Türe in Obermumpf 123
Die sieben Stuben 123
Der Angerhund 124
Der Wanzenschneider 124
Ein Schneider befreit Rheinfelden 125
Burgermeister Gast 126
Der Lälli 127
Die zwölf Rheinfelder Ratsherren um Weihnachten 130
Die Gleichaufshöhle 131
Bergmännchen auf der Haglestä 132
Die Wachletä-Jungfern 133
Däschlikon und die G'segnet Eich 135
Das untergegangene Dorf Oeflikon 135
Vom Bau der Kirche (Magden) 136
Die Römerjungfrau 136
Die Schlangenjungfrau zu Kaiseraugst 136
Schneider Lienimann im Augster Heidenloch 137
Fünf Finger im Klosterportal zu Olsberg 138
Der Brunnen in Olsberg 139
Das Reiterspiel auf dem Geisspitz 139
Graf Hirmiger besiegt die Ungarn 140

Seite

Hunnenschlacht und Gründung des Klosters Olsberg 140
Die Flucht des kaiserlichen Generals Savelli aus Laufenburg 142
Der Sigrist von Wölflinswil und das Schwedenross 144
Die schöne Pfarrköchin Helene Heim und der Pandurenobrist 150
Von den Herren von Schönau 150
Die Erdmännlein im Flachsfeld 151
Woher Zeihen seinen Namen hat 151
Die fricktalischen Schildbürger 151
Die einfälligen Helliker 153

Ortsregister

	Seite
Augst	136—138
Eiken	57—61
Etzgen	31—33
Frick	62—66
Gansingen	37—51, 150
Gipf-Oberfrick	66—67
Hellikon	110—112, 153
Herznach	96
Homburg-Tierstein	67—73
Hornussen	97—100, 151
Ittenthal	24—25
Kaisten	14—23
Laufenburg	3—14, 142
Magden	131—136
Mettau	34—35
Möhlin	117—120
Mumpf-Obermumpf	122—125
Münchwilen-Stein	53—56
Oberhof	86—94
Olsberg	138—139, 140
Oeschgen	61—62
Rheinfelden	125—131
Schupfart	56—57, 140
Schwaderloch	36—37
Sulz	25—31
Ueken	94—95
Wallbach	121—122
Wegenstetten	101—109, 150
Wil	35—36
Wittnau	73—79
Wölflinswil	79—86, 144
Zeihen	96—97, 151
Zeiningen	113—117
Zuzgen	113